

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN

Beiträge von Andreas Heusler,
Dana Smith, Christiane Kuller,
Susanna Schrafstetter und
Maximilian Strnad

Herausgegeben von
Alan E. Steinweis

Jg. 8 / Heft 2•2014



Dieses Heft wurde gefördert vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herausgeber: Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur,
Michael Brenner

Gastherausgeber: Alan E. Steinweis

Beirat: Martin Baumeister, München – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Hans-Georg von Mutius, München – Ada Rapoport-Albert, London – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, München – Wolfram Siemann, München – Norman Stillman, Oklahoma – Yfaat Weiss, Jerusalem – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Hiltrud Häntzschel, Philipp Lenhard (verantwortlich), Julia Müller-Kittkau, Martina Niedhammer, Alan E. Steinweis, Ernst-Peter Wieckenberg.

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 7,50 € je Einzelheft, von 14 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Das Formblatt für die Zeitschrift steht als pdf-Datei auf der Homepage des Lehrstuhls unter dem Stichwort „Manuskriptgestaltung“ zum Herunterladen bereit.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Münchner Stadtarchiv, Judaica 22/OR Erwin Weil

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Producing, Gestaltung und Satz: mazzetti&mazzetti GmbH, München
Druck und Bindung: AZ Druck- und Datentechnik GmbH, Kempten
Umschlaggestaltung: Peter Mazzetti

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864-385X

INHALT

<i>Michael Brenner</i> Vorwort	4
<i>Alan E. Steinweis</i> Einleitung	6

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN

<i>Andreas Heusler</i> Der Schriftsteller Lion Feuchtwanger: Emigration als Lebenserfahrung	10
--	----

<i>Dana Smith</i> Der Jüdische Kulturbund in Bayern, Ortsgruppe München 1934–1938	26
--	----

<i>Christiane Kuller</i> Der Münchner Kunstraub 1938/39 ...	40
---	----

<i>Susanna Schrafstetter</i> „Geltungsjüdische“ Jugendliche in München 1938–1945	57
---	----

<i>Maximilian Strnad</i> Die Deportationen aus München ..	76
---	----

NACHRUF

<i>Jens Malte Fischer</i> Der Vielfältige. Zum Tod von Klaus Schultz	97
---	----

TAGUNGS- UND EXKURSIONSBERICHTE

<i>Bernadette Barth</i> Exkursion des Studierendennetzwerks nach Krakau	100
--	-----

<i>Julia Schneidawind</i> Bericht von der Europäischen Sommeruniversität für Jüdische Studien 2014 in Hohenems	104
--	-----

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen	106
Veranstaltungen	107
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls	109

Die Autorinnen und Autoren	110
----------------------------------	-----

Übersicht über die Themenschwerpunkte der bislang erschienenen Hefte	118
---	-----

Michael Brenner

Vorwort

Mit der Eröffnung des Dokumentationszentrums zur Geschichte des Nationalsozialismus in unmittelbarer Nähe zu den Münchner Universitäten sind auch diese gefordert, die Forschungen zu diesem Aspekt der Geschichte noch weiter zu intensivieren. Das am Institut für Zeitgeschichte angesiedelte Zentrum für Holocaust-Studien bildet eine weitere neue Forschungseinrichtung in München, die in Kooperation mit der LMU langfristig zu einem Kompetenz- und Kommunikationszentrum der Forschung von nationaler und internationaler Bedeutung ausgebaut werden soll.

Auch am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur sind durch den längeren Aufenthalt des renommierten Historikers der University of Vermont, Professor Alan Steinweis, neue Initiativen in Bezug auf die Erforschung der NS-Vergangenheit sichtbar geworden. Professor Steinweis, einer der weltweit anerkanntesten Experten zur Erforschung des nationalsozialistischen Deutschlands, initiierte dieses Heft und übernahm freundlicherweise auch die Gastherausgeberschaft.

Wie die folgenden Beiträge klarmachen, gibt es insbesondere in Bezug auf die Geschichte Münchens noch zahlreiche Themen, die einer gründlichen Behandlung harren. Es freut mich besonders, dass alle Autoren dieses Bandes auch institutionell in die Münchner Forschungslandschaft eingebunden waren bzw. sind. Susanna Schrafstetter, Andreas Heusler und Christiane Kuller wurden am Historischen Seminar der LMU promoviert, Maximilian Strnad fertigt hier gerade seine Dissertation an. Dana Smith gehört zu den ersten Kollegiatinnen am Zentrum für Holocaust-Studien des Instituts für Zeitgeschichte.

Wie in den vergangenen Jahren, so werden auch in der zukünftigen Forschungs- und Lehrtätigkeit der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur ganz unterschiedliche Schwerpunkte im Vordergrund stehen. Und wie bereits früher, so werden auch zukünftig vornehmlich Juden als Subjekte der Geschichte, und nicht als Opfer behandelt. Doch kann und soll eine Institution wie unser Lehrstuhl der jüdischen Geschichte niemals die Erforschung der unter den Termini „Holocaust“

und „Schoa“ nur abstrakt charakterisierten Verbrechen aus seinem Lehr- und Forschungsprogramm ausschließen.

Zum Abschluss ein Wort in eigener Sache: Der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur trauert um den Vorsitzenden seines Freundeskreises, Prof. Klaus Schultz, der im Frühjahr völlig unerwartet verschied. Er hatte noch zahlreiche Pläne und Initiativen für den Freundeskreis und seine Zeitschrift entwickelt, die wir – so gut es ohne ihn geht – verwirklichen wollen. Er wird von den Mitgliedern des Freundeskreises ebenso wie den Mitarbeitern des Instituts schmerzlich vermisst. Ein Nachruf von Prof. Jens Malte Fischer findet sich in dieser Zeitschrift.

Mein Dank gilt unserer Sekretärin Heike Koch, die für den Lehrstuhl in den letzten Jahren eine wichtige Stütze war und die sich nun neuen beruflichen Aufgaben widmet. Ich möchte mich an dieser Stelle persönlich ganz besonders für die langjährige Mitarbeit von Dr. Mirjam Zadoff und Dr. Noam Zadoff an unserem Lehrstuhl bedanken und sie zu ihrer Berufung auf zwei ausgezeichnete Stellen an der Indiana University in Bloomington beglückwünschen. Sie waren an buchstäblich allen Aktivitäten der letzten Jahre maßgeblich beteiligt, und ihr Weggang wird in München eine sichtbare Lücke hinterlassen.

Alan E. Steinweis

Einleitung

Diese Ausgabe der *Münchener Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur* präsentiert die Ergebnisse neuer Forschungen zu den Themen Judenverfolgung und jüdisches Leben in München während der NS-Zeit. Obwohl die wissenschaftliche Literatur, die sich mit den Erfahrungen der deutschen Juden während der Jahre 1933–1945 befasst, inzwischen ziemlich umfangreich ist, so hat sie sich doch häufig auf Berlin konzentriert, da dort die meisten deutschen Juden lebten. Auch über die jüdischen Gemeinden in Frankfurt und Hamburg unter dem Nationalsozialismus ist einiges veröffentlicht worden, für München und andere deutsche Großstädte sind die Publikationen weniger zahlreich.

1933 lebten in München etwa 10.000 Juden. Auch wenn die Anzahl der Juden in München damit nur einen Bruchteil der jüdischen Bevölkerung Berlins ausmachte, so waren die Münchner Juden insgesamt doch gut in die Stadtbevölkerung integriert und beruflich erfolgreich. Juden hatten sich als Kaufleute, Ärzte, Unternehmer, Rechtsanwälte, Kunsthändler, Brauereibesitzer, Trachtenhersteller und hohe Repräsentanten wichtiger örtlicher Institutionen wie dem FC Bayern München einen Namen gemacht. Die imposante Hauptsynagoge in München war eine der größten in Deutschland und befand sich ganz in der Nähe des Stadtzentrums. Die Juden in München standen für die Geschichte einer erfolgreichen Integration in die deutsche Gesellschaft, ähnlich wie die Juden in Berlin, nur in zahlenmäßig viel geringerem Umfang.

Es gibt weitere gute Gründe, warum wir uns mit der Geschichte der Verfolgung und der Vernichtung der Münchner Juden befassen sollten. Zum einen erlauben die Qualität und die Quantität der Aktenüberlieferung eine detailgenaue Untersuchung des Forschungsgegenstands. Die Münchner Archive verfügen über umfassendes Quellenmaterial zum Thema, und die Überlieferungsdichte ist durch die Erstellung eines zentralen Hilfsmittels komplementiert worden: eine elektronische Datenbank der Münchner Juden, die am Stadtarchiv München aufgebaut wurde. Damit ergibt sich die Möglichkeit, durch Lokalstudien über München die Erfahrungen und die Verfolgung

der Juden im nationalsozialistischen Deutschland eingehend zu dokumentieren und zu analysieren. Darüber hinaus lassen sich anhand von Fallstudien über München Einblicke in regionale Unterschiede des Verfolgungsprozesses und der daraus resultierenden Erfahrungen für Juden gewinnen. Zahlreiche neuere Forschungsarbeiten zum Holocaust haben gerade auf die Bedeutung lokaler Initiativen bei der Gestaltung und der Durchführung der NS-Judenpolitik hingewiesen. In den folgenden Beiträgen werden wir immer wieder auf Situationen stoßen, in denen Maßnahmen, die von örtlichen Behörden getroffen wurden, ausschlaggebend waren und die eine spezifisch lokale Perspektive der jüdischen Gemeinde auf den Verfolgungsprozess zur Folge hatte.

Der erste Beitrag in diesem Heft stammt von Andreas Heuser, der mit *Der Schriftsteller Lion Feuchtwanger: Emigration als Lebenserfahrung* ein Porträt eines der berühmtesten Münchner Juden präsentiert. Schon 1925 zog Feuchtwanger es vor, München zu verlassen und nach Berlin zu ziehen. Sein geliebtes München war von einem vibrierenden Zentrum der Kultur zu einem Hort der politischen Reaktion und des kleinbürgerlichen Kunstverstands verkommen. In Berlin veröffentlichte Feuchtwanger seinen Roman *Erfolg*, in dem er die Rolle Münchens beim Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung beklagte. 1933 verließ Feuchtwanger Deutschland. Er ließ sich erst in Südfrankreich nieder, wo er einige Jahre lang sehr produktiv war, bevor er 1940 in die Vereinigten Staaten flüchtete. In Los Angeles, dem sogenannten „Weimar am Pazifik“, pflegte Feuchtwanger den Umgang mit anderen bekannten ausgewanderten Schriftstellern und Hollywood-Berühmtheiten. Feuchtwanger plagten keine Geldsorgen, er lebte in komfortablen Verhältnissen in den USA, aber die Gesellschaft und Kultur der USA blieben ihm fremd. Er stand unter Überwachung des FBI, das ihn verdächtigte, mit dem Kommunismus zu sympathisieren. Aus diesem Grund gelang es ihm auch nicht, eingebürgert zu werden und einen amerikanischen Pass zu erhalten – was eine Auslandsreise und eine Rückkehr nach Deutschland bzw. München unmöglich machte.

Der Aufsatz von Dana Smith, *Der jüdische Kulturbund in Bayern, Ortsgruppe München (1934–1938)*, bietet einen Überblick über das organisierte jüdische Kulturleben in München während der 1930er Jahre. In den letzten Jahren sind mehrere Studien zum jüdischen Kulturbund in der NS-Zeit erschienen, aber Smith ist die erste Wissenschaftlerin, die sich ganz auf die

Organisation und die Aktivitäten des Kulturbunds in München konzentriert. Smith analysiert das kulturelle Programm des Münchner Kulturbunds, wobei sie sich insbesondere mit dem Musikprogramm und den Aufführungen des Jüdischen Marionettentheaters befasst. Letzteres gab es nur in München. Smith geht dabei besonders der Frage nach, inwieweit der Münchner Kulturbund versuchte, als Antwort auf die nationalsozialistische Verfolgung die Bedeutung des Begriffs „Jüdische Kunst und Kultur“ zu definieren.

In ihrem Aufsatz *Der Münchner Kunstraub 1938/39* beschäftigt sich Christiane Kuller mit einem ganz anderen Aspekt jüdischen künstlerischen Lebens im München der NS-Zeit: Der Schwerpunkt ihrer Untersuchung liegt auf der groß angelegten Raubaktion von Kunstwerken, die sich in jüdischem Besitz befanden. Dieser Kunstraub, der zwischen November 1938 und Februar 1939 stattfand, umfasste über 2.000 Werke, wovon einige sehr wertvoll waren. Die Gestapo stahl sie ganz gezielt aus den Wohnungen von 68 jüdischen Familien. Anschließend verkauften Angehörige der Gestapo viele der Werke an örtliche Museen. Kullers Aufsatz offenbart die Rolle zahlreicher Regierungsbeamter, Museumskuratoren und Kunsthändler in dieser Aktion und zeigt, wie mehrere öffentliche Institutionen um die Beute stritten. Nach Kriegsende machten viele der Beteiligten fadenscheinige Ausflüchte für ihre Mitwirkung an diesem Raub geltend.

Während wir dazu neigen, in vereinfachender Weise von „der Verfolgung der Juden“ zu sprechen, zeigt ein differenzierter Blick auf das Thema, dass das NS-Regime sogenannte „Nichtarier“ in verschiedene Kategorien unterteilte, und dass die Politik gegenüber diesen verschiedenen Gruppen und die Erfahrungen dieser Gruppen deutlich voneinander abweichen konnten. In ihrem Beitrag *„Geltungsjüdische“ Jugendliche in München 1938–1945* beschäftigt sich Susanna Schrafstetter mit den sogenannten „Geltungsjuden“. Diese Menschen „gemischtrassischer“ Herkunft („Mischlinge“) wurden meist aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft oder ihrer Ehe mit einem jüdischen Partner schlechter gestellt als andere „Mischlinge“. Schrafstetter zeigt, wie sich je nach Zeitpunkt der Verfolgung die Verfolgungsmaßnahmen gegenüber „Geltungsjuden“ und die Erfahrungen der „Geltungsjuden“ von denen der „Mischlinge“ und der Volljuden unterschieden. Die Sozialisation und die Verfolgung der jungen „Geltungsjuden“ waren bis 1941 weitgehend identisch mit den

Erfahrungen ihrer „volljüdischen“ Altersgenossen, aber die Mehrheit der jüngeren „Geltungsjuden“ entging der Deportation und Ermordung. Als Überlebende prägten gerade ihre Erinnerungen den Blick auf die Verfolgungserfahrung der Juden in München.

Maximilian Strnad schließlich befasst sich im letzten Beitrag dieser Ausgabe mit den Deportationen der Juden aus München und Umgebung, die im November 1941 begannen. Trotz der Zentralität der Deportationen sowohl in der Geschichte des Holocaust als auch in der kollektiven Erinnerung der Überlebenden weist die Forschung zu den Deportationen der Juden aus Deutschland bis heute Lücken auf. Für seine Arbeit zu diesem Thema stützt sich Strnad unter anderem auf die Datenbank der Münchner Juden, die über einen Zeitraum von vielen Jahren am Stadtarchiv München entstand. Strnad präsentiert ein detailliertes Bild der Deportationen aus München, wobei er zu allen Transporten maßgebliche Daten, wie das Datum des Transports, den Zielort sowie die Zahl und die Herkunft der Deportierten, angeben kann. Er richtet ein besonderes Augenmerk auf die letzten Transporte, mit denen jüdische Ehepartner aus Mischehen im Februar 1945 deportiert wurden. Strnad analysiert dabei vor allem, nach welchen Kriterien die Gestapo im Februar 1945 diejenigen jüdischen Mischehepartner auswählte, die noch nach Theresienstadt verschleppt werden sollten. Strnads quantitativ-analytischer Ansatz wird durch individuelle Erlebnisgeschichten ergänzt, die die Brutalität und das psychologische Trauma der Deportation vermitteln.

Die in dieser Ausgabe zusammengestellten fünf Beiträge erheben keineswegs den Anspruch, einen umfassenden Überblick über die Geschichte des Holocausts in München vorzulegen. Stattdessen möchten sie die Aufmerksamkeit auf bestimmte Aspekte des Themas richten, die bisher von der Forschung vernachlässigt wurden und gleichzeitig verdeutlichen, dass auf diesem Forschungsgebiet noch viele Möglichkeiten für zukünftige Studien liegen.

Andreas Heusler

Der Schriftsteller Lion Feuchtwanger: Emigration als Lebenserfahrung

Der 30. Januar 1933 bildet für die jüdischen Deutschen eine dramatische lebensgeschichtliche Zäsur. Die aggressiven und menschenfeindlichen Hetztiraden im *Völkischen Beobachter*, im *Stürmer* und bei unzähligen Kundgebungen erhalten nun hoheitliche Legitimation. Ab jetzt werden Juden mit eifertiger Systematik und atemberaubender Präzision zu rechtlosen Parias herabgewürdigt. Viele jüdische Deutsche denken erstmals darüber nach, ihre Heimat zu verlassen, um sich und ihre Familie vor der sozialen Marginalisierung, vor der drohenden Entrechtung und den lebensgefährlichen Übergriffen der neuen Machthaber zu schützen. Während manche sich schon 1933 spontan für die Emigration entscheiden, ihre Koffer packen, Eigentum und Besitz auflösen bzw. für den Transport ins sichere Ausland vorbereiten, entschließen sich andere fürs Abwarten. Sie vertrauen auf die Kulturnation Deutschland und glauben nicht an eine weitere Eskalation der Gewalt gegen Juden. Sie erwarten zuversichtlich die Rückkehr zu „normalen“ Verhältnissen und rechnen damit, dass das Hitler-Regime in Kürze abgewirtschaftet haben wird. Und sie bleiben.

Doch sie werden rasch eines besseren belehrt. Schon am 1. April 1933 verbreitet eine reichsweite Boykottaktion Angst und Schrecken unter der jüdischen Bevölkerung. Gleichzeitig beginnt die Agitation gegen missliebige Intellektuelle. Am Abend des 10. Mai 1933 flackern in vielen deutschen Städten gespenstische Scheiterhaufen mit Büchern unangepasster, politisch missliebiger und jüdischer Schriftsteller. Widerspruchslos, mit einer erschreckenden Gleichgültigkeit akzeptieren auch viele von denen, die nicht aktiv mitmachen, eine beispiellose geistige Entmündigung, tolerieren sie den Ungeist intellektueller Engstirnigkeit und künstlerischer Intoleranz. Etwa 2.000 Schriftsteller und Publizisten werden nach 1933 aus Deutschland vertrieben.¹ In München beginnt die massen-

¹ Volker Meid: Sachwörterbuch zur deutschen Literatur. Stuttgart 1999, S. 158.

hafte Emigration nicht erst mit der nationalsozialistischen „Machtergreifung“. Schon Mitte der 1920er Jahre ist es einsam geworden um die Kulturbürger der Stadt. Mit der Metamorphose Münchens von einem Ort des künstlerischen Aufbruchs und der Moderne zu einem erbärmlichen Refugium für völkisch-rassistische Vordenker und rechtsextreme Gewalttäter nimmt die geistige Auszehrung der Stadt ihren Anfang. Marta Feuchtwanger erinnert sich an einen Brief Bert Brechts, der um die Jahreswende 1924/25 „ungeheuer drängte, wir sollten doch endlich nach Berlin ziehen. In München sei die Atmosphäre zu bedrückend, die Stadt sei ein Provinznest“.² Brecht ist im September 1924 übersiedelt. Andere Intellektuelle tun es ihm gleich: Marieluise Fleißer, Heinrich Mann, Ricarda Huch oder Ödön von Horváth gehen nach Berlin. Aus gutem Grund. München degeneriert mehr und mehr zum zentralen Ort der Reaktion und des kleinbürgerlichen Kunstverständs. Berlin dagegen entwickelt sich zur aufregendsten kulturellen Metropole des Kontinents. Die Stadt wird zur Blaupause der Moderne, zur maßgeblichen Referenzgröße für Kreativität und Innovation, aber auch für Provokation und Skandal. Hier ist alles Impuls und Bewegung; hier lebt der Großstadtmensch in einem elektrisierenden und hochbeschleunigten Umfeld, das keine Stagnation, kein Innehalten kennt. München, das sich anschickt, die „Hauptstadt der Bewegung“ zu werden, hat dem Wegzug der künstlerischen Elite, dem intellektuellen Aderlass wenig entgegenzusetzen.

Im Frühjahr 1925 verlegen auch Lion und Marta Feuchtwanger ihren Lebensmittelpunkt dauerhaft nach Berlin. Beiden fällt der Wegzug von München schwer. Und das, obwohl der Mensch und mehr noch der Schriftsteller Lion Feuchtwanger schmerzhaft an seiner Heimatstadt leidet. Die spannungsreiche Beziehung Feuchtwangers zu München, seine Enttäuschung und sein verzweifelter Hadern mit der Stadt wird er einem breiten Lesepublikum mit dem Roman *Erfolg* offenbaren. Es ist ein Buch über München in der ersten Hälfte der 1920er Jahre, ein Zeitroman über die unheilvolle Rolle der bayerischen Hauptstadt für den Aufstieg des Nationalsozialismus. *Erfolg* ist Feuchtwanger ein persönliches Anliegen, ein literarisches Statement gegen den Ungeist des Nationalsozialismus.

² Marta Feuchtwanger: Nur eine Frau. Jahre. Tage. Stunden. Berlin, Weimar 1984, S. 163f.

Der Roman ist ein mit Atmosphäre prall gefülltes Skizzenbuch, in dem der Autor mit unverstellter Klarheit die bayerische Volksseele und den stiernackigen Phänotyp des Altbayern aufs Korn nimmt. *Erfolg* ist aber auch ein kämpferisches, ein mit Leidenschaft verfasstes politisches Buch. Ein Roman, in dem der Autor alle ihm zur Verfügung stehenden literarischen Instrumente anbietet, um dem Leser anschaulich, polemisch und aufrüttelnd den unheilvollen Einfluss der bayerischen Befindlichkeiten auf Entstehen und Werden des Nationalsozialismus vor Augen zu führen. Das Buch ist gewissermaßen Lion Feuchtwangers persönliche Aufarbeitung der bitteren Enttäuschung über den schicksalhaften Beitrag Münchens zur Konjunktur der Hitler-Bewegung. *Erfolg*, in dem die primitive Dummheit der NS-Bewegung schonungslos entlarvt wird, veranlasst Joseph Goebbels 1933, Lion Feuchtwanger in einer Rundfunkrede als „größten Feind des deutschen Volkes“ zu bezeichnen.³ Dieser Staatsfeind Nr. 1 hat ähnlich wie Thomas Mann und Oskar Maria Graf das lebensrettende Glück, dass er sich im Augenblick, als sich in Deutschland die Zeiten bedrohlich ändern, im Ausland befindet. Und wie die beiden verfemten Münchner Schriftsteller Mann und Graf wird auch Lion Feuchtwanger aus Sorge um sein Leben nicht mehr nach Deutschland zurückkehren.

Für alle Emigranten gilt: Sie retten zwar ihr Leben, aber sie geben die Heimat auf. Sie verlieren ihr gesamtes soziales und kulturelles Bezugssystem. Dieses Bezugssystem ist vor allem für Schriftsteller unverzichtbar. Das Verlassen des eigenen Kulturkreises geht einher mit einem weitgehenden Verstummen der literarischen Artikulation in Bezug auf ihr neues Umfeld: der Sprache. Denn Sprache begründet nicht nur Identität, sondern ist auch poetisches Ausdrucksmittel. Der Beruf des Schriftstellers lässt sich in kaum einer anderen als der Muttersprache ausüben. Für Schalom Ben-Chorin, den 1913 als Fritz Rosenthal in München geborenen und 1935 emigrierten Religionsphilosophen, ist dies der entscheidende Aspekt seiner Flucht: „Ein Land kann man verlassen, mit dem Volk die Beziehungen abbrechen, aber die Sprache ist so sehr Teil unserer eigenen Existenz, dass es hier keine Trennung geben kann. [...] Aus der Sprache bin ich nie ausgewandert, und ich schreibe

³ Na'ama Sheffi: Jud Süß. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. München 2009, S. 433.

auch heute [...] in der Sprache, die mir nicht welkte.“⁴ Es ist die Angst vor dem erzwungenen literarischen Schweigen, vor der Sprachlosigkeit im Exil, die für die meisten vertriebenen Schriftsteller neben die existentiellen Nöte tritt. Auch der erfolgreiche Autor Lion Feuchtwanger kann nicht sicher sein, dass seine Stimme künftig gehört wird, dass man seine Bücher in den nächsten Jahren drucken wird.

Im März erreicht Lion Feuchtwanger im österreichischen Exil ein Eilbrief aus Berlin, in dem die schlimmsten Befürchtungen bestätigt werden: Eine Rückkehr nach Deutschland wäre selbstmörderisch, das Haus in Berlin ist von SA-Männern geplündert und besetzt worden, das Personal misshandelt, Auto und Schreibmaschine gestohlen, alle Papiere und auch die unersetzlichen Manuskripte sind verloren. Vor diesem Hintergrund fassen Lion und Marta Feuchtwanger den Beschluss, sich vorläufig in Südfrankreich niederzulassen. Die Côte d'Azur ist beiden noch von ihrer Hochzeitsreise 1912 in guter Erinnerung. Mitte April 1933 begeben sie sich mit ihren bescheidenen Habseligkeiten in Richtung Marseille. Von hier aus macht man sich auf die Suche nach einem geeigneten Haus an der Küste. Die Gegend um das kleine Städtchen Bandol, etwa fünfzig Kilometer östlich von Marseille gelegen, übt auf die beiden Emigranten einen großen Reiz aus. Noch ahnt niemand, dass sich hier zwischen 1933 und 1940 nahezu alle großen Namen des künstlerischen und literarischen Exils einfinden werden. Der kleine Fischerort Sanary-sur-Mer wird gar für einige Jahre zum unumstrittenen Mittelpunkt der aus Deutschland vertriebenen geistigen Elite, zur „Hauptstadt der deutschen Literatur“ (Ludwig Marcuse).

Die meist mittellosen Emigranten leiden unter drängenden Alltagsorgen. Ein Zugriff auf die in Deutschland verbliebenen Vermögenswerte ist unmöglich. Lion Feuchtwanger ist einer der wenigen, für den sich Perspektiven eröffnen. Aus London liegt ihm ein Angebot für einen „Propagandafilm über die jüdischen Dinge“ vor.⁵ Daraus entwickelt er die Idee, die Geschichte der jüdischen Eigentümer eines angesehenen Kaufhauses zu erzählen. Aus der dramatischen Form eine epische zu machen, darin hat er seit *Jud Süß* Erfahrung. So entsteht das Buch *Die Geschwister Oppermann*. Die Arbeit daran wird

⁴ Schalom Ben-Chorin: *Jugend an der Isar*. München 1974, S. 185f.

⁵ Tagebucheintrag vom 18.4.1933. Feuchtwanger Memorial Library, Box A19b.

ihn den ganzen Sommer 1933 intensiv beschäftigen. Innerhalb weniger Monate, fast atemlos, wird er die Arbeit an dieser hochpersönlichen Auseinandersetzung mit den Ereignissen in Deutschland fertigstellen. Es ist Feuchtwangers Abrechnung mit dem himmelschreienden Unrecht, das durch das NS-Regime an jüdischen Deutschen verübt wird. Noch im Jahr 1933 erscheint diese „wirkungsvollste, meistgelesene erzählerische Darstellung der deutschen Kalamität“⁶ beim Exilverlag Querido und erreicht innerhalb kürzester Zeit hohe Auflagen und zahlreiche Übersetzungen. Mit *Die Geschwister Oppermann* setzt Feuchtwanger fort, was er mit *Erfolg* begonnen hat. Das Buch ist ein kraftvoller literarischer Kommentar zu den bedrückenden Entwicklungen in Deutschland. Die fiktiven Oppermanns stehen stellvertretend für das Schicksal von vielen. Seinen eigenen leidvollen Erfahrungen setzt Feuchtwanger in der Figur des intellektuellen Dr. Gustav Oppermann ein literarisches Denkmal.

Nach und nach wächst um Sanary die kleine deutsche Kolonie, wie Lion seinem Freund Bert Brecht mitteilt: „Übrigens ist auch Thomas Mann hier, er wohnt in einem Hotel fünf Minuten von hier entfernt, und er kommt jeden Nachmittag mit seiner ganzen Familie herüber zum Trauertee. Wir schauen dann sehnsüchtig nach einem weißen Haus, in dem Herr Huxley wohnt, ganz unverfolgt und sicher.“⁷ Verfolgung und Heimatverlust helfen beim Zusammenrücken, auch wenn Lebensweise und Wertekanon der bürgerlich-soignierten Manns und der freizügig-sozialistischen Feuchtwangers wenig gemeinsame Schnittmengen aufweisen. Auch zwischen den Persönlichkeiten Feuchtwanger (dem bayerischen Genussmensch) und Mann (dem hanseatischen Kontrollmensch) gibt es kaum, eigentlich überhaupt keine Gemeinsamkeiten. Diszipliniert, asketisch und strukturiert lebt der eine seinen Alltag; kompensiert, ja sublimiert seine Sexualität, sein Begehren, seine Neigungen und Sehnsüchte (unter denen er fürchterlich leidet). Mit aufgeladener Leidenschaft gibt sich der andere seinen sinnlichen Begehrlichkeiten hin, lebt und genießt mit jeder Faser erotische Abenteuer und Entdeckungen, schläft lustvoll mit verschiedenen Frauen. Zwischen Bandol und Sanary begegnen

⁶ Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht. Berlin und Weimar 1974, S. 416.

⁷ Brief vom 16.5.1933. In: Lion Feuchtwanger: Briefwechsel mit Freunden 1933–1958, Band 1. Berlin 1991, S. 17f.

sich zwei Welten, literarisch und menschlich gegenläufige Kulturen, die sich dennoch in der Zwangsgemeinschaft Exil gegenseitig bedingen und brauchen. So häufen sich die Begegnungen der Paare Feuchtwanger und Mann in den nächsten Wochen. Man schätzt sich, man mag sich irgendwann sogar, und gegen Ende beider Leben wird der zurückhaltende Thomas Mann freimütig bekennen, dass er den Menschen Lion Feuchtwanger in sein Herz geschlossen hat.⁸

Die Netzwerke der Emigration sind lebens- und überlebensnotwendig für jeden Einzelnen. Der gemeinsame Sprachzusammenhang, der geteilte kulturelle Hintergrund, der intellektuelle Austausch, die privaten Nachrichtebörsen und – natürlich – die wechselseitige Loyalität und Unterstützung geben Mut und Zuversicht. In zwei Sätzen fasst die aus München stammende Schauspielerin Therese Giehse die Bedeutung der Exil-Milieus zusammen: „Das ist gar nicht zu verstehen, was wir uns bedeutet haben in der Emigration. Jeder war für sich, aber keiner war allein.“⁹ Und doch handelt es sich um einen erzwungenen, nicht aus sich heraus entstandenen sozialen Kosmos. Zum Emigranten wird man in den Jahren nach 1933 durch äußere Bedrohung; der Entschluss zum Verlassen der Heimat folgt eigener Not und nicht einer autonomen Entscheidung. Diese Fremdbestimmung prägt letztlich auch das Miteinander der Betroffenen, sorgt für subtile und offene Spannungen. Klarsichtig beschreibt Lion Feuchtwanger die speziellen Konstellationen: „Auch gab es unter den hundertfünfzigtausend aus Deutschland Verjagten nicht nur Menschen jeder politischen Gesinnung, sondern auch jeder sozialen Stellung und jedes Charakters. Jetzt, ob sie wollten oder nicht, bekamen sie alle die gleiche Etikette aufgeklebt, wurden sie alle im gleichen Topf gekocht. Sie waren in erster Linie Emigranten und erst in zwei-



1 Lion und Marta Feuchtwanger in ihrer Bibliothek in der Villa Valmer, Sanary-sur-Mer 1934 (Foto: Walter Bondy)

⁸ Thomas Mann: „Freund Feuchtwanger“. In: *Weltwoche* vom 2.7.1954.

⁹ Therese Giehse: „Ich hab nichts zum Sagen“. Gespräche mit Monika Sperr. München u.a. 1973, S. 45.

ter, was sie wirklich waren. Viele sträubten sich gegen eine so äußerliche Einordnung, doch es half ihnen nichts. Die Gruppe war nun einmal da, sie gehörten dazu, die Verknüpfung erwies sich als unlösbar.“¹⁰

Die farbenfrohen Eindrücke des neuen Lebensmittelpunkts, der kräutergesättigte Geruch der Provence, das Rauschen des nahen Meeres und die bergige Küste der Côte d'Azur wirken stark auf den Schriftsteller Feuchtwanger. Die literarischen Früchte der sieben südfranzösischen Jahre sind üppig. In Sanary entstehen fünf Romane: 1933 *Die Geschwister Oppermann*, 1935 *Die Söhne* (zweiter Teil des *Josephus*), 1936 *Der falsche Nero*, 1939 *Exil* und 1940 *Der Tag wird kommen* (dritter Teil des *Josephus*) sowie der umstrittene Reisebericht *Moskau 1937*. Die Wohnsitze der Feuchtwangers – zunächst die Villa Lazare, später die Villa Valmer – entwickeln sich zu beliebten Treffpunkten der südfranzösischen Emigrantenkolonie: Bert Brecht ist zeitweise nahezu täglich vor Ort; der Kunsthistoriker Julius Meier-Graefe kommt häufig; Arnold Zweig, René Schickele, die Mann-Brüder Thomas und Heinrich, Golo und Klaus Mann, Klaus Pinkus, der Schauspieler Paul Graetz und andere geben sich die Klinke in die Hand. Vor allem die großzügige und elegante Villa Valmer ist ein kleines Paradies, nicht ganz billig, aber dank des internationalen Erfolgs der *Oppermanns* durchaus erschwinglich, ein „Haus mit drei Stockwerken und einer wunderbaren Aussicht übers Meer und die Inseln. [...] Im ersten Stock befanden sich nur das Arbeitszimmer und die Bibliothek – Lion hatte sofort angefangen, mit den neuen Einnahmen Bücher zu bestellen“, so Marta Feuchtwanger.¹¹ Die wachsende Bibliothek des eifrigen Sammlers Feuchtwanger umfasst bald 2.000 Bücher – jedes Exemplar ein wertvolles Stück geistige Heimat. Thomas Mann wird den Feuchtwangers später neidlos zu diesem Zuhause gratulieren: „Ich glaube, Sie waren der erste, der sich in der Emigration ein mehr als würdiges, ein glänzendes Heim zu schaffen wusste [...]. Ich hätte gern den Goebbels durch Ihre Räume geführt und ihm die Aussicht gezeigt, damit er sich gifte.“¹²

Für die in Sanary exilierten Intellektuellen bleibt das Leben in dem kleinen Fischerort ein Provisorium. Denn dauerhaft bleiben möchte keiner. Das Leben in Sanary ist nur eine Zwi-

¹⁰ Lion Feuchtwanger: Trübe Gäste. In: *Das Wort*, Band 3 (1938).

¹¹ Feuchtwanger: *Nur eine Frau* (Anm. 2), S. 247f.

¹² Brief vom 17.6.1944. In: Feuchtwanger: *Briefwechsel* (Anm. 7), S. 126.

schenstation, ein Ort, der denen ein fragiles Lebensrecht zugesteht, denen alles genommen und auch die Existenzberechtigung abgesprochen wurde. Unter den gegebenen Umständen durchleben Lion und Marta Feuchtwanger in Südfrankreich zufriedene, im großen und ganzen glückliche Jahre. Natürlich wiegen Heimatverlust, die mit den Jahren zunehmenden Zukunftssorgen, die nach Kriegsausbruch wachsenden Schikanen der französischen Bürokratie schwer und lassen die Sehnsucht nach einem dauerhaft geschützten Zuhause wachsen. Und doch ist man umgeben von einer Lebensqualität, die den Alltag nicht zu einem permanenten Überlebenskampf werden lässt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind meist solide und gesichert, so dass immer wieder auch andere von der Solidarität der Feuchtwangers profitieren können. Dennoch sind auch dieser Hilfsbereitschaft Grenzen gesetzt. Fast verzweifelt klingt Martas Klage über Lions Großzügigkeit, die sie ihrem Freund Arnold Zweig anvertraut: „Lion wird von allen Seiten angepumpt, wenn er schüchtern mahnt, sind die Leute empört. Aber er kann's nicht lassen, das Verleihen mein ich.“¹³

1938 ist auch für die deutschen Emigranten ein Schicksalsjahr, in dem sich bedrohliche Schatten über die zerbrechliche Sicherheit in den Exilländern Europas legen. Immer lauter ist im vermeintlich geschützten Ausland das grelle Säbelrasseln des präpotenten deutschen Diktators zu vernehmen, immer klarer schält sich aus den aggressiven Absichtserklärungen der NS-Elite der Wesenskern des nationalsozialistischen Regimes heraus: Krieg. Mit angehaltenem Atem beobachten die Emigranten, wie der machtbesessene Diktator im Jahr 1938 einen außenpolitischen Erfolg an den anderen reiht, sich an ungeheuerlichen Übergriffen gegen internationales Recht berauscht – ein politischer König Midas, dem alles zu gelingen scheint, was er beginnt. Auf den „Anschluss“ Österreichs im März 1938 folgt die Demütigung der europäischen Großmächte während der Sudetenkrise. Die „Appeasement“-Politik von England und Frankreich scheitert und viele vermuten, dass das demokratische Europa für dieses Versagen einen hohen Preis zahlen müssen. Im November 1938 sorgen mörderische Pogrome für Entsetzen. Diese Ereignisse werden von den Emigranten mit größter Sorge beobachtet. Das Leben im Exil

¹³ Brief vom 21.4.1934. In: Lion Feuchtwanger – Arnold Zweig: Briefwechsel 1933–1958, Band 1. Berlin 1984, S. 41.

2 Lion Feuchtwanger
im südfranzösischen
Internierungslager
Les Milles, 1940



ist ohnehin ein Wechselbad der Gefühle. Als Fremde geduldet, oft in wirtschaftlich mehr als unsicheren Verhältnissen lebend, manchen Ressentiments der einheimischen Bevölkerung und einer verständnislosen Bürokratie ausgeliefert, erlebt und erleidet man das eigene Dasein auf schwankendem Boden. Gerade in Frankreich wandelt sich das innenpolitische Klima; die Vertriebenen werden zunehmend als unerwünschte Fremde gesehen, denen zudem eine Mitschuld an den desaströsen innen- und außenpolitischen Entwicklungen zugeschrieben wird. Zwischen Hoffen und Bangen verdichtet sich bei vielen Emigranten die Ahnung, dass ein Krieg unmittelbar bevorsteht. Und man ist sich im klaren, dass diese Wendung für die eigene Lebenssituation von dramatischer Bedeutung sein wird. Nach wie vor ist die Villa Valmer Anziehungspunkt und Zentrum der kleinen Kolonie. In unterschiedlicher Konstellation kommt man hier zusammen, berät sich, tauscht sich aus, informiert sich, lenkt sich ab.

Im September 1939 tritt das Befürchtete ein. Deutsche Truppen überfallen Polen. Großbritannien und Frankreich erklären Deutschland den Krieg. In Sanary spüren die Emigranten die explosive Situation; bald tauchen erstmals französische Offizielle auf, die prüfen, ob die im Zuge der Mobilmachung verfügbaren Maßnahmen eingehalten werden. Und in der Nähe der Villa Valmer bezieht ein Wachposten Position. Am 15. September kommt die Nachricht, dass Lion Feuchtwanger mit einer Einweisung in ein Konzentrationslager rechnen muss.

Am 17. September meldet er sich in Toulon und wird für die nächsten Tage mit anderen Internierten in einer schmutzigen Garage untergebracht. Die Männer schlafen auf Stroh, alle leiden unter den erbärmlichen hygienischen Verhältnissen. Am

22. September wird die Gruppe in einem engen, stinkenden Waggon nach Marseille transportiert. Von Marseille geht es weiter in das Camp Les Milles bei Aix-en-Provence. Die alte Ziegelei ist nicht im Entferntesten für die Aufnahme von einigen hundert Menschen geeignet. Die Unterbringungsverhältnisse sind katastrophal. Bis zum 27. September bleibt Feuchtwanger in Les Milles. Seine Freilassung nach einigen Tagen erfolgt unvermittelt und ohne Begründung. Nach der glücklichen Rückkehr nach Sanary werden die Bemühungen für eine Ausreise in die USA intensiviert. Aber es ist zu spät. Als im Mai 1940 deutsche Truppen Holland und Belgien besetzen und in Frankreich eindringen, werden die deutschstämmigen Emigranten als „feindliche Ausländer“ erneut von einer Internierungswelle überrollt. Erstmals werden auch Frauen interniert. Feuchtwanger muss sich erneut in Les Milles melden – im Gepäck eine Dünndruckausgabe mit sechs Romanen von Honoré de Balzac. Marta Feuchtwanger wird wenige Tage später zunächst in Hyères, dann in Gurs interniert. In Les Milles herrschen für die anfänglich rund 1.500 Internierten schlimme sanitäre und hygienische Verhältnisse. Zwar kommt es nicht zu gewalttätigen Übergriffen der französischen Wachmannschaften, aber die subtilen, schikanösen Formen alltäglicher Repression, die stupiden und nutzlosen Arbeiten in der alten Ziegelei, das entwürdigende Zusammenleben auf engstem Raum ohne jegliche Privatsphäre, die quälende Ungewissheit über die eigene Zukunft, die staubtrockene Hitze und unzureichende Ernährung lassen die Internierung in Les Milles zu einer Zeit des Schreckens werden: „Niemals wurde geschlagen oder gestoßen oder auch nur geschimpft. Der Teufel in Frankreich war ein freundlicher, manierlicher Teufel. Das teuflische seines Wesens offenbarte sich lediglich in seiner höflichen Gleichgültigkeit den Leiden anderer gegenüber, in seinem Jem'en-foutismus, in seiner Schlamperei, in seiner bürokratischen Langsamkeit. Immer klarer erkannten wir das Wesen des Teufels. Daß er solcher Art war, war schlimmer, als wenn er grausam und böse gewesen wäre.“¹⁴ Feuchtwangers größte Sorge während seiner Internierung in Les Milles ist, dass er von den französischen Behörden an die deutschen Besatzer ausgeliefert werden könnte. Das würde ihn das Leben kosten.

¹⁴ Lion Feuchtwanger: Der Teufel in Frankreich. Erlebnisse. Berlin, Weimar 1982, S. 86f.

Die Befreiung Lion Feuchtwangers nach zweimonatiger Haft am 21. Juli 1940 ist abenteuerlich. Marta gelingt es nach der eigenen Flucht aus Gurs mit Unterstützung des US-Vizekonsuls in Marseille und mit Hilfe des „Emergency Rescue Committee“ eine erfolgreiche Befreiung ihres Mannes aus dem Lager zu arrangieren. Am 21. Juli 1940 kann Feuchtwanger in einem Fahrzeug des Vizekonsuls als ältere Frau verkleidet aus dem Lager entkommen. In der Folgezeit wird er in einem Privathaus in Marseille versteckt. Auf Veranlassung der amerikanischen Präsidentengattin Eleanor Roosevelt sorgt schließlich ein Pastor der Unitarischen Kirche dafür, dass die Feuchtwangers Marseille ungesehen im Zug verlassen können. In Cerbère am Fuß der Pyrenäen entscheidet man sich angesichts der Prominenz und der akuten Gefährdung Feuchtwangers für die Flucht über die „grüne Grenze“. Dies geht nur zu Fuß über die Pyrenäen. Der konspirative Tagesmarsch bringt Lion und Marta Feuchtwanger nach Port Bou auf der spanischen Seite und endlich in die ersehnte Freiheit. Pastor Sharp, der Organisator der Flucht aus Marseille, sorgt für die Weiterfahrt über Barcelona nach Lissabon. Hier geht Lion Feuchtwanger an Bord der „SS Excalibur“, die in Richtung New York ausläuft. Es ist das letzte Mal, dass der verfemte Schriftsteller europäischen Boden berührt. Von Bord des Schiffes schickt er seinem Freund Zweig ein Lebenszeichen: „Da wäre ich also nach vier Monaten heftigen Konzentrationslagers, vielen recht scheußlichen Abenteuern und lächerlichen und erbitterten Kämpfen auf dem Weg zwischen Lissabon und den Bermudas nach New York, ausgestattet nur mit einem Rucksack, recht schäbig angezogen, ohne Geld, aber glücklich.“¹⁵ Marta Feuchtwanger muss noch zwei Wochen auf eine freie Schiffspassage warten, dann kann auch sie einen Dampfer nach New York besteigen.

Als der staatenlose Lion Feuchtwanger am 5. Oktober 1940 in New York von Bord geht, befindet sich seine Person bereits im Fadenkreuz des FBI. Aufmerksam wird von den amtlichen Beobachtern registriert, dass der Schriftsteller nicht nur von seinem amerikanischen Verleger, sondern auch von einer Delegation der „League of American Writers“ empfangen wird – einer Organisation, die vom FBI zu den „front organisations“ der Kommunistischen Partei gezählt wird. Notiert wird außer-

¹⁵ Brief vom 27.9.1940. In: Feuchtwanger – Zweig. Briefwechsel (Anm. 13), S. 219.

dem, dass der Schriftsteller unter dem obskuren Pseudonym „J.L. Wetcheek“ gereist war, weil ihm die Passage unter seinem eigenen und prominenten Namen als zu gefährlich erschienen war. Das akurate FBI-Screening des Neuankömmlings ist keine Momentaufnahme. Bis an sein Lebensende im Jahr 1958 wird Feuchtwanger vom FBI kontrolliert, überwacht, beurteilt. Sein Umfeld wird durchleuchtet, die politische Einstellung wird evaluiert, private und sexuelle Kontakte werden ausgeforscht. Feuchtwanger, der vermeintliche Kommunist, der Verfasser von *Moskau 1937*, der mit der Welt der Intellektuellen bestens vernetzte dubiose Schriftsteller, der areligiöse und unkeusche Lebemann, ist ein Problemfall für das konservative und prude Amerika, das vom erzreaktionären Senator Joseph McCarthy und dem „Komitee für unamerikanische Umtriebe“ repräsentiert wird. Lion Feuchtwangers wiederholte Bemühungen um die amerikanische Staatsbürgerschaft scheitern letztlich an den Verschwörungstheorien der anti-kommunistischen Hardliner, die in dem Antragsteller einen „tiefgläubigen“ Marxisten“ vermuten. Trotz dieser amtlich legitimierten Knebelung des Emigranten Feuchtwanger, trotz der Kränkungen und Verletzungen, die mit FBI-Überwachung und politischer Denunziation verbunden sind, gibt es für den prominenten Zuwanderer zu einem Leben in den USA keine Alternative. Nach den Brüchen seines bisherigen Lebens und nachdem er sich jetzt zum zweiten Mal gezwungenermaßen für ein Land entscheiden musste und damit begonnen hat, sich heimatlich einzurichten, ist an einen erneuten Anfang außerhalb der USA nicht mehr zu denken.

Lion Feuchtwanger ist zum Zeitpunkt seiner Ankunft in New York bereits 56 Jahre alt. Es ist der dritte Neuanfang in seinem Leben. Nach dem Hausbau in Berlin, der ersten Exilstation in Sanary nun also New York, das ruhelose, laute und eilige, überwältigende Manhattan, die „Neue Welt“. Die New Yorker Aufregetheiten, die vielen Gespräche mit Journalisten, die Einladungen, Empfänge und sonstigen gesellschaftlichen Verpflichtungen setzen Feuchtwanger jedoch zu. Es drängt ihn nach einer ruhigen Arbeitsatmosphäre, denn vor ihm liegen wichtige literarische Projekte. Diese Ruhe findet er an der Westküste der USA. Erschwert wird der Alltag in Los Angeles jedoch durch den Kriegseintritt der USA im Dezember 1941. Die in den Staaten lebenden Deutschen gelten jetzt als „enemy aliens“ und unterliegen strikten Reglementierungen. Für sie gilt seit März 1942 zwischen 20 Uhr abends und 6 Uhr

morgens eine Ausgangssperre, außerdem dürfen sie sich nicht weiter als fünf Meilen von ihrem Wohnsitz entfernen. Dem sozialen Leben der Emigranten sind somit schmerzhaft enge Grenzen gesetzt. Wie schon in Berlin, wie in Sanary, wird Lion Feuchtwanger auch hier, im „Weimar on the Pacific“, mit Gleichmut und Optimismus, mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit und nur selten getrübtter Lebensfreude den Neuanfang organisieren, sich ein neues Zuhause aufbauen, Möbel und Bücher beschaffen, neue und alte soziale Beziehungen pflegen, aus einem unsicheren Provisorium eine Heimat entstehen lassen, die es ihm ermöglicht, nach den eigenen Vorstellungen zu leben und nach dem ihm gemäßen Rhythmus und Tempo zu arbeiten. Er bewältigt diese neuerliche Herausforderung ohne Ressentiments, mit stoischer Innerlichkeit, konzentriert auf den Prozess des Werdens und dessen Ergebnis. Lion Feuchtwanger lebt aus einem scheinbar unerschöpflichen Vorrat an Zuversicht. Heimat ist ihm weniger ein Ort oder eine konkrete Lebenssituation, eher ein Gefühl, das sich aus der Harmonie von materiellen Gegebenheit mit intellektuellen und schöpferischen Werten ableitet. Lion Feuchtwanger ist ein Mensch, dem die innere Balance nur selten abhanden kommt. Selbst der bedrückenden Emigrationserfahrung kann er positive, befruchtende Aspekte abgewinnen: „Es strömt dem Schriftsteller im Exil eine ungeheure Fülle neuen Stoffes und neuer Ideen zu, er ist einer Fülle von Gesichtern gegenübergestellt, die ihm in der Heimat nie begegnet wären.“¹⁶

Die Vita Feuchtwanger besteht aus einer Chronologie von Wechselfällen, Überraschungen, Lebensrisiken. Das Unbeständige ist das Leitmotiv der annähernd acht Jahrzehnte Lion Feuchtwanger. Er betrachtet dieses Leitmotiv nicht als lebensgeschichtliche Hypothek, nicht als quälende Belastung, sondern als Gewinn, als geistige Herausforderung, als emotionale Bereicherung. Die wohl einzige Unsicherheit, die den Menschen Feuchtwanger wirklich schmerzt und plagt, ist die viel zu kurze, letztlich unwägbare Lebenszeit, die seinen literarischen Plänen die natürliche Grenze zieht. Immer wieder erinnert er sich selbst und auch andere an die unfertigen Projekte, die noch ausstehenden Romane, die er verwirklichen möchte. Und mit einem gequälten Humor setzt er die Messlatte so

¹⁶ Lion Feuchtwanger: Der Schriftsteller im Exil (1943). Abgedr. in: Lion Feuchtwanger: Centum Opuscula. Eine Auswahl. Rudolstadt 1956, S. 551.

hoch, dass sie auch in drei Feuchtwanger-Leben nicht gerissen werden kann. Gegenüber seinem Freund Arnold Zweig bekennt er im Frühjahr 1956: „Aber ich ersticke geradezu in den Stoffen der Bücher, die ich noch schreiben möchte. Es sind nicht vierzehn, wie ich oft zu behaupten pflege, es sind hundertvierzig, und durchschnittlich erfordert ein Buch zwei Jahre strenger Arbeit.“¹⁷

Wie schon in Südfrankreich wird auch in Los Angeles das Domizil der Feuchtwangers zu einem Epizentrum der Emigration, zu einem Ort, an den sich, konzentrischen Kreisen ähnlich, die verschiedenen Gruppen und Zirkel der Vertriebenen anlagern, wo sich die oft geschlossenen, hermetischen Milieus der Linken und Bürgerlichen, der Filmleute und Literaten, der Erfolgreichen und Gescheiterten öffnen und mischen. Die Leseabende im Hause Feuchtwanger, die mehrmals im Jahr stattfinden, sind legendär. Hollywood-Berühmtheiten wie Ingrid Bergman, Charles Laughton und Charles Chaplin finden sich ebenso auf den Gästelisten der 1950er Jahre, wie die Namen der kulturellen Elite jenes „Weimar on the Pacific“: Alfred Döblin, Franz Werfel, Bruno Frank, Thomas Mann, Heinrich Mann, Vicki Baum und viele andere. Wenn Thomas Mann die Abende am Paseo Miramar durch seine Anwesenheit veredelt, lässt ihm der Hausherr den Vortritt beim Lesen. Ansonsten ist es Lion Feuchtwanger, der nach einer kurzen Einführung aus seinem neuesten Roman vorträgt. Nach der obligatorischen Lesung folgen Gespräche und Diskussionen; in der Bibliothek stehen Erfrischungen und Snacks bereit. Es sind Abende der Harmonie und Wertschätzung, ohne spitzfindigen Spott über Andere, ohne die beliebten Boshafigkeiten über Abwesende: „Im Hause Feuchtwanger wurde nie üble Nachrede gehalten. Er hatte nicht das Bedürfnis, sich ein bißchen zu rächen, weil ihn niemand und nichts auch nur ein bißchen hatte treffen können“, so Ludwig Marcuse über das innere Gleichmaß des Hausherrn.¹⁸



3 Die Freunde Lion Feuchtwanger und Bertolt Brecht auf der Terrasse von Feuchtwangers Haus in Los Angeles

¹⁷ Brief vom 19.3.1956. In: Feuchtwanger – Zweig. Briefwechsel (Anm. 13), Band 2, S. 316.

¹⁸ Ludwig Marcuse: Mein zwanzigstes Jahrhundert. Auf dem Weg zu einer Autobiographie. Zürich 1975, S. 281.

Trotz aller Annehmlichkeiten des kalifornischen Alltags, trotz eines beruhigenden Wohlstands und trotz der erfreulichen Wertschätzung als Schriftsteller durch eine große amerikanische Lesegemeinde: Heimat sind die USA dem Intellektuellen Lion Feuchtwanger nie geworden. Anders als sein Freund Brecht bringt er zwar keine galligen Kommentare über das Gastland zu Papier. Feuchtwanger hat viel zu viel Respekt vor dem Land, das den Emigranten, wenngleich zögerlich und ohne große innere Anteilnahme, die rettende Tür geöffnet hat. Das dank seines militärischen Eingreifens die europäische Katastrophe beendet und das nationalsozialistische Deutschland niedergedrückt hat. Dennoch bleibt Feuchtwangers Verhältnis zu den USA kühl. Der amerikanische *lifestyle* ist ihm befremdlich, die Schnelllebigkeit und Oberflächlichkeit der Kultur sind ihm unverständlich, die trockene Spießigkeit vieler Amerikaner, jener unzähligen, angepassten „Babbitts“ in den Unternehmen, Anwaltskanzleien und Verwaltungen, die wie ihr literarisches Vorbild in gesichtslosen Mittelstands-Siedlungen leben, stößt ihn ab. Trotz seiner Bemühungen um die amerikanische Staatsbürgerschaft wird er dem Land immer fremd bleiben. Und das Land ihm. Der Wunsch nach einem amerikanischen Pass ist keine Sache des Herzens, sondern der Vernunft. Das Dokument verschafft Sicherheit, garantiert Unabhängigkeit. Der Inhaber eines US-Passports muss nicht mit Ausweisung rechnen, er kann ins Ausland reisen und jederzeit wieder an seinen amerikanischen Wohnort zurückkehren. Der geduldete Staatenlose Lion Feuchtwanger hat diese Garantie nicht. Er muss damit rechnen, dass er nach einer Auslandsreise nicht mehr in die USA gelassen wird und damit sein drittes Zuhause verliert. Er leidet unter dem Misstrauen, das ihm die amerikanischen Behörden entgegenbringen. Sein Wunsch, seine verlorene Heimat noch einmal zu sehen, ist groß. Seine über die ganze Welt verstreuten Freunde und Korrespondenzpartner lässt er immer wieder wissen, wie wichtig ihm eine zumindest temporäre Rückkehr ist. „Ich sehne mich oft sehr heftig nach Europa, das ich jetzt dreizehn Jahre lang nicht gesehen habe“, schreibt er dem inzwischen in der Schweiz lebenden Thomas Mann im Mai 1953.¹⁹ Es mangelt nicht an guten Gelegenheiten und Anlässen für eine Europa-Reise. Aber die von den US-Behörden aufgestellten bürokratischen Hindernisse

¹⁹ Brief vom 26.5.1953. In: Feuchtwanger: Briefwechsel (Anm. 7), S. 148.

lassen Feuchtwanger kein Risiko eingehen. Er wird das Land nicht mehr verlassen, da Gefahr besteht, dass ihm die Rückreise verweigert wird. Den Chefredakteur der Münchner *Abendzeitung*, Rudolf Heizler, lässt er wissen: „Glauben Sie mir, ich würde nichts lieber tun als München wiederzusehen. Aber eine solche Reise ist vorläufig mit der Gefahr sehr bitterer innerer und äußerer Verluste verknüpft.“²⁰

Feuchtwangers letztes Werk bleibt Fragment. Ein großer Essay über den historischen Roman kann lediglich zu einem Drittel fertiggestellt werden. Dann verhindern besorgniserregende gesundheitliche Probleme die Weiterarbeit. Am 20. Dezember 1958 erleidet der Schriftsteller eine lebensbedrohliche Magenblutung und wird sofort ins Krankenhaus eingewiesen. Hier stirbt Lion Feuchtwanger am 21. Dezember 1958. Seine letzte Ruhestätte findet er auf dem Woodlawn Cemetery in Santa Monica. Die einfache und schlichte Trauerfeier findet im Beisein des israelischen und des westdeutschen Generalkonsuls statt. Noch bestehen zwischen beiden Ländern keine diplomatischen Beziehungen. Doch über dem Grab des vertriebenen und heimatlosen deutsch-jüdischen Schriftstellers Lion Feuchtwanger reichen sich die Vertreter beider Staaten die Hand.

BILDNACHWEIS

Abb. 1 Feuchtwanger Memorial Library der University of California

Abb. 2 Feuchtwanger Memorial Library der University of California

Abb. 3 Feuchtwanger Memorial Library der University of California

© Ruth Berlau/Hilda Hoffmann

²⁰ Brief vom 23.7.1958, Feuchtwanger Memorial Library, Box A4c – Fol. der 7.

Dana Smith

Der Jüdische Kulturbund in Bayern, Ortsgruppe München 1934–1938

Am Abend des 4. März 1934 startete der kurz zuvor gegründete Jüdische Kulturbund in Bayern mit einem Konzert des Kulturbund-Orchesters München in seine erste Spielzeit. Dr. Fritz Ballin (1. Vorsitzender) begrüßte das in der Münchner Hauptsynagoge versammelte Publikum vor dem Konzert mit den Worten:

„Münchens Ruf als erste deutsche Kunststadt legt die Verpflichtung auf, dass die Leistungen des Jüdischen Kulturbundes in Bayern hochgestellten künstlerischen und wissenschaftlichen Richtlinien entsprechen. [...] Es muss für jeden Juden Ehrenpflicht sein, die Veranstaltungen des Kulturbunds, besonders in den schweren Zeiten seines Aufbaus, durch eifrigen Besuch zu unterstützen.“¹

Das Konzert dieses Abends war ebenso wie die folgenden 110 Veranstaltungen, die im Laufe der nächsten vier Jahre stattfanden, eine wichtige Quelle des Stolzes und der Selbstbehauptung der Gemeinde. Trotz der ausgrenzenden Maßnahmen von Seiten des Staates machte sich der bayerische Kulturbund traditionelle „deutsche“ Kunst- und Kulturformen zunutze, um unter staatlicher Verfolgung verschiedene hybride Deutungen von „Jüdischkeit“ zu präsentieren.

Nationalsozialistische Angriffe auf „jüdische“ Einflüsse in der „deutschen“ Kultur begannen bereits wenige Wochen nach der Machtübernahme Hitlers im Jahr 1933. Ideologisch baute die Kulturpolitik der Nationalsozialisten auf schon vorhandenen völkischen Deutungen einer angeblich „reinen“ und „nationalen“ Kunst auf.² Erste Schritte hin zur Errichtung dieser von den Nationalsozialisten gebilligten „deutschen“ Kunst-

¹ Dr. Fritz Ballin: Die Aufgaben des Jüdischen Kulturbunds in Bayern. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 15. März 1934, S. 109.

² George Mosse: Die Geschichte des Rassismus in Europa. Frankfurt a.M. 1990, S. 43–60. Saul Friedländer. Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1: Die Jahre der Verfolgung: 1933–1939. München 1998, S. 101–105.

sphäre erforderten die vollständige Beseitigung sogenannter „fremder“ („jüdischer“) Einflüsse – vor allem experimenteller, avantgardistischer und modernistischer Trends. Die erste ausgrenzende Maßnahme war das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom April 1933. Alle für politisch und „rassisch“ inakzeptabel gehaltenen Beamten wurden von einer weiteren Beschäftigung im öffentlichen Dienst, auch in den staatlichen Kulturinstitutionen, ausgeschlossen. Die zweite gesetzgeberische Maßnahme war die Bildung der Reichskulturkammer auf Betreiben von Joseph Goebbels im September 1933. Alle Künstler, die im nationalsozialistischen Deutschland arbeiten wollten, mussten dieser berufsständischen Organisation beitreten; obwohl es bis 1937 keinen offiziellen „Arierparagraphen“ gab, hielt man Juden von einem Antrag auf Mitgliedschaft ab.³

Die jüdischen Künstler Berlins waren die ersten, die eine offizielle Reaktion auf diese Maßnahmen organisierten. Im Sommer 1933 entwarfen der Neurologe Dr. Kurt Singer und der Regisseur Kurt Baumann den Plan einer jüdischen Kulturorganisation, des späteren Kulturbundes Deutscher Juden. Die nationalsozialistischen Behörden akzeptierten Singers und Baumanns Vorschlag, und so nahm der Kulturbund in Berlin noch gegen Ende des Sommers seine Arbeit auf. Im Spätherbst 1933 sprang der Funke auf andere Regionen über; im Frühjahr 1935 gab es im ganzen Reich 61 Ortsgruppen des Kulturbundes.⁴ Einige wenige jüdische Kulturorganisationen operierten allerdings außerhalb der administrativen Oberhoheit Berlins. Die größte dieser Organisationen entstand in Bayern.

Am 10. Oktober 1933 reichte der jüdische Musiker und Kapellmeister Erich Erck (bürgerlicher Name Erich Eisner) den ersten Antrag zur Gründung eines autonomen Jüdischen Kulturbundes in Bayern beim bayerischen Staatsminister für Unterricht und Kultus Hans Schemm ein.⁵ Erck hatte seine musikalische Ausbildung nach dem Kriegseinsatz im Ersten Weltkrieg begonnen und war seit 1930 in der Münchener Mu-

³ Rebecca Rovit: Jewish Theatre. Repertory and Censorship in the Jüdischer Kulturbund, Berlin. In: John London (Hg): Theatre Under the Nazis. Manchester 2000, S. 187, 196; Alan Steinweis: Art, Ideology, and Economics in Nazi Germany. Chapel Hill 1993, S. 44–46.

⁴ Almanach Kulturbund Deutscher Juden. Berlin 1935.

⁵ Hans Schemm (1891–1935) war NSDAP-Gauleiter (Gau Bayerische Ostmark), Kultusminister und SA-Gruppenführer. Er starb bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe von Bayreuth am 5. März 1935.

sikszene aktiv,⁶ 1931 übernahm er die Leitung des Münchener Jüdischen Kammerorchesters.⁷

Laut Ercks Antrag war das Hauptziel des Kulturbundes die Beschäftigung von arbeitslosen jüdischen Künstlern und Akademikern in Bayern. Ferner erklärte er:

„In der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle handelt es sich dabei um Personen, für welche eine Eingliederung in andere Berufe angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftslage auf lange Sicht nicht in Betracht kommt, oder wegen vorgerückten Alters überhaupt unmöglich ist. Die Not in diesen jüdischen Kreisen ist außerordentlich groß; fast ausnahmslos fallen die Betroffenen bereits der öffentlichen Wohlfahrt zur Last.“⁸

Der Kulturbund in Bayern war ursprünglich in sieben bayerischen Städten präsent: München, Nürnberg, Würzburg, Fürth, Augsburg, Bamberg und Kitzingen (dort löste sich die Ortsgruppe allerdings schon kurz nach der Gründung wieder auf). Später kamen Bad Kissingen (Februar 1934), Aschaffenburg (Februar 1934), Regensburg (Mai 1934) und Memmingen (Februar 1935) hinzu.⁹ Vor dem Beginn der Spielzeit 1935/1936 schloss sich Bayern dem Reichsverband der Jüdischen Kulturbünde in Deutschland an. Die Veranstaltungen gliederten sich in drei Kategorien: Vorträge, Konzerte und bildende Kunst.

Das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus übte die staatliche Kontrolle über die Veranstaltungen des bayerischen Kulturbundes aus; Minister Hans Schemm und Staatsrat Dr. Ernst Boepple spielten die aktivste Rolle bei den Zensurbemühungen. Das Ministerium forderte, dass die Veranstaltungen „jüdisch“ und nicht-„deutsch“ seien sowie „keinerlei politische

⁶ Andreas Heusler: Verfolgung und Vernichtung (1933–1945). In: Richard Bauer, Michael Brenner (Hg): Jüdisches München. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 2006, S. 173.

⁷ Konzert des verstärkten Jüdischen Kammerorchesters München am 27. Juni im Museumsaal. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 15.7.1932, S. 214; I.Z.: Das Konzert des jüdischen Kammerorchesters. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 1.12.1932, S. 360.

⁸ BHStAM, MK 15382, Erich Erck an Herrn Staatsminister für Unterricht und Kultus, „Gesuch um Genehmigung eines ‚Jüdischen Kulturbundes‘ in Bayern als vordringliche Aktion der sozialen Winterhilfe“, 10.10.1933.

⁹ BHStAM, MK 15382, Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, „Satzungen für den Jüdischen Kulturbund in Bayern“, I. 6671; Bayerische Politische Polizei, „Bad Kissingen“, 17.2.1935, I8763; Bayerische Politische Polizei, „Aschaffenburg“, 21.2.1934, I9586; Bayerische Politische Polizei, „Regensburg“, 17.5.1934, I. 26801.

Bestrebungen“¹⁰ förderten oder duldeten – alles vage formulierte Bestimmungen, die eher auf die Launen eines einzelnen Zensors zurückzuführen waren als auf strenge politische Richtlinien. Genehmigungsanfragen für kulturelle Veranstaltungen wurden dem bayerischen Ministerium für Unterricht und Kultus sowie der bayerischen Politischen Polizei zwei Wochen vor dem gewünschten Termin vorgelegt, so dass genug Zeit für eine Zensur und die Organisation der Polizeipräsenz vor Ort blieb.¹¹



1 Dirigent Erich Erck mit dem Orchester des Kulturbundes in der Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Strasse im Jahre 1934

Die Entstehung eines „jüdischen“ Programms: Die Beispiele Musik und Marionettentheater

Trotz der permanenten staatlichen Überwachung konnte der Kulturbund in Bayern innerhalb der Gemeinde Diskussionen über Definitionen und Präsentationen „jüdischer“ Kunst führen. Das Chaos der frühen nationalsozialistischen Kulturpolitik verbunden mit einer laxen Umsetzung der politischen Richtlinien führte bis Mitte oder Ende 1936 zu einer Zeit relativ offener Diskussionen im Kulturbund. Damit ist es möglich, das Kulturbund-Programm (insbesondere in den ersten Jahren) als eine interne „Projektion gewollter Identität“ zu analysieren.¹² Die Veranstaltungen des Kulturbundes reflektierten zumindest in dieser Zeit, was es nach dem Selbstverständnis der aktiven Mitglieder unter nationalsozialistischer Verfolgung hieß, „jüdisch“ zu sein. In dieser Hinsicht kann die Entfaltung „jüdischer“ kultureller Aktivitäten – wie sie sich im lokalen Kulturbund-Programm ausdrückte – als bewusste Konstruktion der Leitung und der Künstler des Kulturbundes verstanden werden.

Die Münchner Musikabteilung war der aktivste Bereich des Kulturbundes. Vier Gruppen waren in der Stadt beheimatet:

¹⁰ BHStAM, MK 15382, „Gesuch um Genehmigung eines ‚Jüdischen Kulturbundes‘ in Bayern“, 16.1.1934, S. 3.

¹¹ BHStAM, MK 15382, Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, „Gesuch um Genehmigung eines ‚Jüdischen Kulturbundes‘ in Bayern“, 16.2.1934, II. 51475; Bayerische Politische Polizei, „Vorstand“, 9.1.1934, 23913 I 1B.

¹² Lily E. Hirsch: A Jewish Orchestra in Nazi Germany. Musical Politics and the Berlin Jewish Cultural League. Ann Arbor 2012, S. 62.

Erich Ercks 30-köpfiges Kulturbund-Orchester, Josef Zieglers Synagogenchor, ein Vokalquartett und ein Kammermusik-Trio. Zwischen März 1934 und November 1938 fanden insgesamt 61 Kulturbund-Konzerte in München statt, die in der Mehrzahl von in der Stadt ansässigen Musikern gespielt wurden. Die meisten großen musikalischen Darbietungen fanden in der Hauptsynagoge statt, kleinere Ensembles traten im gemeindeeigenen Museumsaal in der Promenadestraße 12 (jetzt Kardinal-Faulhaber-Straße) oder, nach 1936, im Turnsaal des Jüdischen Turn- und Sportvereins in der Plinganserstraße 76 auf.

Insgesamt zeigte sich das bayerische Musikprogramm von Anfang an aufgeschlossener gegenüber Experimenten mit dem, was damals als „jüdische“ Musik eingeordnet wurde, als sein Gegenstück in Berlin.¹³ Dem bayerischen Programm zufolge umfasste „jüdische“ Musik Komponisten jüdischer Abstammung (sowohl deutsche wie im Ausland geborene), biblische Themen, liturgische Musik und jüdische Volksmusik. Allerdings schloss diese frühe Fokussierung auf „jüdische“ Musik keineswegs aus, sich gleichzeitig positiv auf die Idee einer „deutschen Kultur“ zu beziehen. Es gab Elemente des Musikprogramms, die man damals wohl als „deutsch“ betrachtet hätte. Tatsächlich standen beim Eröffnungskonzert des Kulturbundes am 4. März 1934 auch zwei Stücke von Händel (Concerto grosso g-Moll und Konzert für Orgel und Orchester F-Dur) und eine Bach-Kantate („Non sa che sia dolore“) auf dem Programm. Keiner der beiden Komponisten war jüdischer Abstammung, und keines der drei ausgewählten Stücke behandelte ein „jüdisches“ (z.B. biblisches) Thema.

Andererseits gab es im Münchner Kulturbund auch ernste Bemühungen um die Schaffung einer neuen „jüdischen“ kulturellen Tradition. Insgesamt wurden zwischen 1934 und 1938

¹³ Die bisherige Forschung zu den musikalischen Aktivitäten des Kulturbundes geht davon aus, dass das frühe musikalische Programm des Bundes sich an ein Publikum richtete, das „kein Interesse an der Frage jüdischer Kultur“ hatte, wie die Musikwissenschaftlerin Lily Hirsch schreibt. Hirsch stellte auch fest, dass der musikalische Impetus des Kulturbundes hin zu „jüdischer Musik“ (wie auch immer man dies definierte) „in vieler Hinsicht erzwungen“ war – vermutlich durch nationalsozialistischen Druck von außen. Hirsch: *A Jewish Orchestra* (wie Anm. 12). Siehe auch: Herbert Freeden: *Jüdisches Theater in Nazideutschland*. Tübingen 1964; Volker Dahm: *Kulturelles und geistiges Leben*. In: Wolfgang Benz (Hg): *Die Juden in Deutschland*. München 1989; Eike Geisel, Henryk Broder: *Premiere und Pogrom. Der Jüdische Kulturbund 1933–1941*. Berlin 1992.

wenigstens 89 als „jüdische“ Musik eingestufte Stücke in München aufgeführt. Im selben Zeitraum kamen 65 Werke „deutscher“ Komponisten und 24 Werke aus dem Ausland stammender/nicht-jüdischer Komponisten zur Aufführung. Mehr noch, fast sechzig Prozent dieser „jüdischen“ Musikstücke standen in den ersten beiden Spielzeiten des Münchner Kulturbundes auf dem Programm – vor der Intensivierung der nationalsozialistischen Zensur und dem damit einhergehenden Druck, ein klar umrissenes „jüdisches“ Kulturprogramm zu schaffen.

Die im Laufe der sechs Münchner Spielzeiten dargebotene „jüdische Musik“ war vor allem Musik von Komponisten jüdischer Abstammung. Wie nicht anders zu erwarten, war Felix Mendelssohn eine feste Größe im bayerischen Repertoire. Die lokale Bevorzugung Mendelssohns spiegelte seine Beliebtheit an allen Spielorten des Kulturbundes im ganzen Land wider. Sie unterstrich zudem eine Kontinuität innerhalb des breiteren Spektrums der musikalischen Aufführungen im Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts. Mendelssohn war zwar in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts etwas aus der Mode gekommen, doch Elemente seines Repertoires nahmen in der deutschen Musikwelt noch immer großen Raum ein. Zudem bestanden in den 1930er Jahren zwei parallele Mendelssohn-Traditionen: Da war der Mendelssohn des *Ein Sommernachts Traum* – der Mendelssohn, der zum Protestantismus konvertierte und für ein traditionell westeuropäisches Musikerbe stand, darunter auch das bekannte Oratorium *Paulus* mit „christlicher“ Thematik. Und da war der Mendelssohn des *Elias* – der Mendelssohn, dessen Großvater einer der wichtigsten jüdischen Denker seiner Zeit gewesen war und der hebräische Texte zum Gebrauch in der liberalen Synagoge vertonte. Beide Elemente des Mendelssohn-Oeuvres wurden in München aufgeführt, doch der *Elias* (oder Teile daraus) war die mit Abstand am häufigsten dargebotene Mendelssohn-Komposition im Musikprogramm des bayerischen Kulturbundes.

Den *Elias* hatte Mendelssohn kurz vor seinem Tod im Jahr 1847 fertiggestellt. Er orientierte sich an jenem barocken Stil, den Bach und Händel zuvor populär gemacht hatten. Der Text basiert auf der biblischen Erzählung aus dem 1. und 2. Buch der Könige und erzählt die Geschichte des Propheten, der die widerspenstigen Israeliten zu den religiösen Überzeugungen ihrer Vorfahren zurückführt. In England kam der *Elias* gut an, in Deutschland jedoch hatte er beim breiten Publikum keinen Erfolg; „als ein jüdisches Werk“ fand er allerdings im Kulturbund

„begeisterte“ Aufnahme.¹⁴ Der Erfolg des *Elias* auf der Bühne des Kulturbundes fügt sich in gewisse, schon zuvor existierende musikalische Traditionen des modernen Deutschland ein. Oratorien und ganz allgemein der Chorgesang hatten in der Weimarer Zeit an Popularität gewonnen und wurden als Form der Gemeinschaftsbildung wahrgenommen.¹⁵ Die Führung des Kulturbundes machte sich diesen musikologischen Aspekt des Genres zunutze, um Konzepte von „Jüdischkeit“ zu betonen. Die tragende Rolle des „Volkes Israel“ als Chor und die kraftvolle Darstellung des Elias zeigten jüdische Selbstidentifikation und Gemeinschaftsbildung in einem positiven Licht. Aufführungen des *Elias* boten ein eindrucksvolles Bild jüdischer Solidarität.

Ein ähnlicher Prozess der Präsentation „jüdischer“ Themen mit Hilfe „deutscher“ Medien lief auf der Marionettenbühne ab. Im Jahr 1935 debütierte das Münchner Marionettentheater Jüdischer Künstler. Seine Gründer, eine „Handvoll ideal gesinnter Künstler“, darunter die zionistische Künstlerin Maria Luiko (Marie Luise Kohn) und der Geschäftsmann Berthold Wolff, betonten, dass es sich hier nicht um Kasperletheater handele, sondern vielmehr um experimentelles Theater von hohem künstlerischem Wert.¹⁶ Auch der oft auf 20 Uhr angesetzte Beginn der Vorstellungen deutete darauf hin, dass man sich hier an ein erwachsenes Publikum wandte.¹⁷

Zudem galt dieses Marionettentheater als eine spezifisch „jüdische“ Angelegenheit, von den Künstlern und dem Publikum bis hin zur Handlung der Stücke.¹⁸ Ein Artikel in der Münchner Gemeindezeitung erklärte: Das Theater „bringt für München etwas Neues, nämlich ein Drama rein jüdischen Milieus“.¹⁹ Es gelang dem Münchner Marionettentheater Jüdischer Künstler

¹⁴ Hirsch: A Jewish Orchestra (wie Anm. 12), S. 135.

¹⁵ Pamela Potter, Celia Applegate: Germans as the “People of Music”. In: Pamela Potter, Celia Applegate (Hg): Music & German National Identity. Chicago 2002, S. 21–23.

¹⁶ Die Hinwendung des späten 19. Jahrhunderts zur Neuromantik leitete eine Wiederbelebung von Volkstraditionen ein; dies führte zu einer neuen Beliebtheit des Marionettentheaters, besonders in Süddeutschland. Henryk Jurkowski: A History of European Puppetry. From its Origins to the End of the 19th Century. Lewiston 1996.

¹⁷ Berthold Wolff: Zur Aufführung des Marionetten-Theaters. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 15.1.1935, S. 31, 34.

¹⁸ Wolff: Zur Aufführung (wie Anm. 17), S. 31.

¹⁹ Bertolf Wolff: Marionetten-Aufführung. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 15.12.1935, S. 549.



2 „Moses“ (1935):
Moses (zweiter von
links) und die Israeliten

tatsächlich, „etwas Neues“ und etwas „rein jüdischen Milieus“ nach München zu bringen – aber es bediente sich dabei einer vorwiegend „deutschen“ Form. Man sah München als den „klassischen Boden der Puppenspielpflege“,²⁰ doch das Medium hatte keine traditionelle Verbindung zum Judentum. Vielmehr entstammte es den Krippenspielen des christlichen Mittelalters, insbesondere im Umfeld der römisch-katholischen Marienverehrung.²¹

Allerdings entsprang das Marionettentheater des Kulturbundes auch direkt einer früheren kulturellen Gemeindeaktivität: dem hebräischsprachigen Marionettentheater Bimath-Buboth. Wie das Marionettentheater des Kulturbundes stand auch Bimath-Buboth unter der künstlerischen Leitung von Maria Luitko unter Mitwirkung von Rudolf Ernst. Schalom Ben-Chorin schrieb die Originaltexte für das Theater. Zwischen 1933 und 1935 führte die „biblische Experimentalbühne“²² drei Stücke auf: *Das Buch Esther*, *Megillath Ruth* und *Hersch Ostropoler wird Kalendermacher*.²³ Das Theater spielte für jüdische

²⁰ Megillath Ruth auf der Marionettenbühne. In: Israelitisches Familienblatt, 1.11.1934.

²¹ John McCormick, Bernie Pratasik (Hg.): Popular Puppet Theater in Europe, 1800–1914. Cambridge 1998.

²² Das Buch Esther auf der Marionettenbühne. In: Israelitisches Familienblatt, 1.3.1934, S. 22.

²³ Das Buch Esther (wie Anm. 22), S. 22; Megillath Ruth (wie Anm. 20); Heiterer Purimabend am 23. März. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 15.3.1935, S. 135; Purimfeier der Zionistischen Ortsgruppe. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 1.4.1935, S. 152.

Zuschauer, oft für zionistische Jugendgruppen an jüdischen Feiertagen – bis zu Ben-Chorins Emigration nach Jerusalem im Jahre 1935. Die beiden Marionettentheater unter Luikos Leitung teilten sich Puppen, Requisiten und Bühnenbilder.

Im Laufe seiner drei Spielzeiten erarbeitete sich das Münchner Marionettentheater Jüdischer Künstler ein Repertoire von sieben Stücken. Fünf dieser Werke wurden in München aufgeführt: *Moses* (auf der Grundlage der Novelle *Die ägyptische Knechtschaft* von August Strindberg), *Das Mädchen von Elizondo* (Jacques Offenbach), *Das Gelöbnis* (Perez Hirschbein), *Das Ochsenmenuett* (nach Motiven von Joseph Haydn) und *Die Insel Tulipatan* (Offenbach). Zwei zusätzliche Stücke, *Die Drei Wünsche* und *Die geheimnisvolle Pastete* (beide von Franz Graf von Pocci), kamen nur in Nürnberg und Regensburg auf die Bühne. Das Münchner Marionettentheater feierte Erfolge, meist wurden sehr bald nach den Premieren zusätzliche Aufführungen angesetzt.

Bestimmte Stücke waren erfolgreicher als andere. Weder *Moses* noch *Das Gelöbnis* – die beiden einzigen Dramen und die beiden Stücke mit den am deutlichsten „jüdischen“ Themen – wurde mehr als einmal aufgeführt. Strindbergs in Ägypten spielender *Moses* beginnt mit einer Traumsequenz, in der ein Hohepriester dem Pharaon befiehlt, alle männlichen jüdischen Kinder zu töten. Die Handlung entwickelt sich schnell, vom kleinen Moses, der von der Tochter des Pharaon gerettet wird, über den Auszug aus Ägypten bis zur Schlusszene, in der Moses die Zehn Gebote erhält.²⁴ Die Kritiken der Aufführung vom Januar 1935 waren eher negativ. Das Stück wurde für problematisch befunden, und die Figur des Moses als ebenso langweilig wie unheroisch beschrieben.²⁵ Hirschbeins *Das Gelöbnis* erhielt nach der Münchner Uraufführung im Januar 1936 ähnlich negative Kritiken. In dem Stück geht es um zwei zentrale Figuren: Dowidl und seine Verlobte Chanele. Da Dowidl im Sterben liegt, versuchen Chaneles Eltern sie zu einer Auflösung des Verlöbnisses zu überreden, damit sie den Sohn eines Bekannten heiraten kann. Am Ende des Stückes sterben so

²⁴ Ba.: Marionettenvorstellung im Jüd. Kulturbund: „Moses“ von Stringberg-Wolff – „Das Mädchen von Elizondo von Offenbach“. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 15.2.1935, S. 79, 82.

²⁵ Ba.: Marionettenvorstellung im Jüd. Kulturbund (wie Anm. 24), S. 79, 82.

wohl Dowidl als auch Chanele.²⁶ Das jiddische Drama wurde in München nicht gut aufgenommen; Kritiker beschrieben das Stück als simpel, naiv und ohne Dramatik.²⁷ Die Münchner Premiere von *Das Gelöbnis* im Januar 1936 war das letzte Drama, das auf der dortigen Marionettenbühne gespielt wurde.

Dagegen wurden alle drei Komödien in der jüdischen Presse positiv besprochen. Offenbachs *Das Mädchen von Elizondo* (auch unter dem Titel *Pépito* bekannt) war das am häufigsten aufgeführte Stück des Theaters. Die komische Oper in einem Akt spielt in einem baskischen Dorf und erzählt die Geschichte unglücklich Liebender. Die zweite Komödie, *Das Ochsenmenuett*, wurde in der Presse ebenfalls weithin gefeiert. In diesem Stück bittet Istok, ein ungarischer Ochsenhändler, Joseph Haydn, Musik für die Hochzeit seiner Tochter Katicza zu schreiben. Istok ist von dem gelieferten Menuett so angetan, dass er Haydn einen Ochsen als Gegengabe anbietet.²⁸ In einer Kritik in der Central-Verein-Zeitung wurde das Stück gelobt. Dort heißt es: „Um so belebender und erfreulicher wirkte das ‘Ochsenmenuett’ auf das Publikum. Hier zeigte sich beste münchenerische Tradition.“²⁹ Offenbachs *Die Insel Tulipatan* (auch *Die glückliche Insel*) rundete das Repertoire der Gruppe in ihrer Heimatstadt ab. Das Stück spielt auf der fiktiven Insel Tulipatan unter der Herrschaft des Herzogs Cacatois XII.: „Die Verwicklungsgeschichte beginnt, als der Erbprinz Alexis, in Wirklichkeit ein Mädchen, Hermosa, die Tochter des Großseneschalls, jedoch in Wirklichkeit ein Junge, heiraten möchte.“³⁰ Wie die vorherigen beiden Komödien fand auch *Die Insel Tulipatan* in der Presse großen Anklang. Eine anonyme Kritik erklärte im Mai 1937: „Alles in allem: Ein gelungener Abend, der Frohsinn auslöste und den Erfolg der Marionettenbühne entschied, die eine wichtige Bereicherung des jüdischen Kunstlebens Münchens bedeutet.“³¹

Es gab also einen deutlichen Unterschied in der Aufnahme der Dramen und der Komödien. Auf einer Ebene kann die At-

²⁶ Diana Oesterle: „So süßlichen Kitsch, das kann ich nicht“. Die Münchener Künstlerin Maria Luiko, 1904–1941. München 2009, S. 127.

²⁷ Ca.: Marionettentheater in München. In: Central-Verein-Zeitung, 9.1.1936, S. 7.

²⁸ Oesterle: „So süßlichen Kitsch...“ (wie Anm. 26), S. 134.

²⁹ Ca.: Marionettentheater (wie Anm. 27).

³⁰ Oesterle: „So süßlichen Kitsch...“ (wie Anm. 26), S. 136.

³¹ Puppentheater Münchener jüdischer Künstler. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 5.5.1937, S. 191.

traktivität der Komödien mit der Sehnsucht nach kultureller Ablenkung und mit Eskapismus erklärt werden. Aber es gab wohl auch einen konzeptionellen Aspekt. Die Kulturbund-Rezensenten in München erklärten, dass die Marionettenbühne einen bestimmten „Kunstcharakter“ heraufbeschwöre, der mit dem heimischen Volksdrama verbunden sei. Von daher existierte ein Widerspruch zwischen den Themen der beiden negativ bewerteten Dramen und dem Wesen des Mediums. Die Präsentation ernster „jüdischer“ religiöser Themen in einer traditionell „deutschen“ satirischen Form entsprach nicht den Vorerwartungen des Kulturbund-Publikums an dieses Medium. Die Kritik des *Moses* fragte nach der Premiere im Januar 1935: „Ein Spiel um Moses auf dem Puppentheater? Können dagegen grundsätzliche Einwände erhoben werden, dass sich ein Puppentheater mit religiösen Motiven befasst?“³² Trotz der Bemühungen der Künstler des Marionettentheaters akzeptierte das Kulturbund-Publikum in München die Darbietung ernster „jüdischer“ Themen auf der Marionettenbühne nicht im gleichen Maße wie die Aufführung von Komödien aus der Feder von Autoren jüdischer Abstammung.

Die Schaffung eines „jüdischen“ Kulturprogramms war ein bewusster Prozess mit dem Ziel, interne Vorstellungen von „Jüdischkeit“ zu repräsentieren. Daraus entstand ein „jüdisches“ Kulturprogramm, organisiert unter der Schirmherrschaft der Bayerischen Israelitischen Kultusgemeinde und konzipiert in typisch „deutschen“ Rahmenbedingungen. Diese Vorstellungen von „Jüdischkeit“ wurden mit Hilfe vertrauter künstlerischer Mittel präsentiert – ein Prozess interner Gemeinschaftsbildung, der aus den „Rohmaterialien der deutschen Kultur“³³ erwuchs und sich zu einem „stets von ihrer Umgebung übernommenen Idiom“ entwickelte.³⁴

Der letzte Vorhang: 1938

Bei der letzten Aufführung von *Die Insel Tulipatan* im Frühjahr 1937 hatte der Kulturbund schon mit verschiedenen organisatorischen Problemen zu kämpfen. Die Zahl der Mitglieder

³² Ba.: Marionettenvorstellung im Jüd. Kulturbund (wie Anm. 24), S. 82.

³³ Sharon Gillerman: *Germans into Jews. Remaking the Jewish Social Body in the Weimar Republic*. Stanford 2004, S. 4.

³⁴ Amos Funkenstein: *The Dialectics of Jewish Assimilation*. In: *Jewish Social Studies* 1 (1995), S. 9.

war innerhalb eines Jahres um zwanzig Prozent zurückgegangen.³⁵ Zudem hatten die Veranstalter vor Ort Schwierigkeiten, ausgefallene Künstler zu ersetzen. Ein Artikel in der Gemeindezeitung beschrieb die Situation. Es hieß dort: „Da die Zahl der bedeutenden jüdischen Künstler in Deutschland rapid abnimmt, wird die Heranziehung des künstlerischen Nachwuchses für die Kulturbünde eine Aufgabe von immer größerer Bedeutung.“³⁶ Eine Mehrheit dieser Künstler, etwa Dr. Heinrich Feuchtwanger, Schalom Ben-Chorin, Dr. Ruth Schweisheimer und Ernst Mosbacher emigrierten. Andere wie Dr. Paul Kuhn und Elisabeth Springer verließen München und zogen in größere deutsche Städte mit besseren Arbeitsmöglichkeiten.

Doch die Einnahmen sanken nicht nur wegen der Abwanderung von Mitgliedern, sondern auch wegen der schrumpfenden Unterstützung durch örtliche Unternehmen. Zwischen 1934 und 1938 warb der Jüdische Kulturbund in Bayern auf einer Doppelseite in der Gemeindezeitung für seine Veranstaltungen. Bis 1938 stellten die „Freunde und Förderer“ des Kulturbundes ortsansässigen jüdischen Geschäften 29 Werbeplätze zur Verfügung, mit denen sie den Bund unterstützen konnten; ein unbekannter Prozentsatz der Gebühren für die Annoncen floss in die Kasse des örtlichen Kulturbundes zurück. Als sich die wirtschaftlichen Bedingungen für jüdische Unternehmen verschlechterten, schwand die Zahl der „Freunde und Förderer“ dahin. Eine Reihe von bekannten lokalen Unternehmen in jüdischem Besitz, zum Beispiel Uhlfelder und Wallach, schalteten nach Ende der Spielzeit 1937/1938 keine Werbeanzeigen in der Rubrik des Kulturbundes mehr. 1938 sank die Zahl der verfügbaren Werbeplätze von 29 auf zehn. Eine Kombination aus sinkenden Mitgliederzahlen und schwächer werdender Unterstützung durch die Wirtschaft trug zu einem finanziellen Minus von 5.467,65 RM im Budget des Münchner Kulturbundes für das Jahr 1938 bei: Die Einnahmen sanken von 8.967,65 RM im Jahr 1937 auf nur noch 3.500 RM im folgenden Jahr.³⁷ Der Vorstand reduzierte das Programm der Spielzeiten 1937/1938 und 1938/1939 drastisch, um Geld zu sparen.

³⁵ Aus den Gemeinden: Nürnberg. In: Israelitisches Familienblatt, 22.7.1937, S. 15.

³⁶ a.: Klavierabend Grete Sultan. In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, 1.3.1937, S. 107.

³⁷ Otto Dov Kulka, Eberhard Jäckel (Hg). Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten, CD-ROM, <2774>.

Doch die Anstrengungen des Kulturbundes, seine Aktivitäten aufrechtzuerhalten, erwiesen sich als sinnlos. Die Mitte des Jahres 1938 steigende politische Spannung machte die Situation des Kulturbundes immer unhaltbarer. Anfang Juni 1938 wurde die Münchner Hauptsynagoge auf persönlichen Befehl Adolf Hitlers hin abgerissen. Die Büros der Gemeinde, darunter auch das Hauptbüro des Bayerischen Kulturbundes, zogen in die frühere Zigaretten- und Tabakfabrik Abeles in der Lindwurmstraße 125 um. Die Münchner Kulturbund-Saison 1938/1939 endete nach nur drei Veranstaltungen. Am 7. November 1938 betrat der siebzehnjährige Herschel Grynzpan die deutsche Botschaft in Paris und schoss auf den Diplomaten Ernst vom Rath; vom Rath erlag am 9. November seinen Verletzungen, und seinem Tod folgten die Geschehnisse, die unter der Bezeichnung „Kristallnacht“ bekannt sind. Im Laufe der Nacht und bis in den nächsten Morgen hinein wurde die jüdische Bevölkerung Deutschlands zum Ziel von Plünderungen, Vandalismus und körperlicher Gewalt.

Inmitten des Chaos setzte Hans Hinkel, hochrangiger Funktionär der Reichskulturkammer, in Berlin alle Veranstaltungen des Kulturbundes außerhalb der Hauptstadt bis auf weiteres ab.³⁸ Doch auch ohne das Aufführungsverbot hätten die Aktivitäten des örtlichen Kulturbundes nicht weitergehen können. Viele führende kulturelle und akademische Persönlichkeiten Münchens waren inzwischen in Dachau interniert. Funktionäre des Münchner Kulturbundes wie Erich Erck, Hellmut Maison und Werner Cahnmann waren ebenso wie die Künstler Josef Ziegler und Hugo Magnus unter den schätzungsweise 1.000 jüdischen Männern, die im Lager gefangen gehalten wurden. Magnus starb am 29. November 1938 in Dachau an den Folgen von Misshandlungen; der Schauspieler war 58 Jahre alt.³⁹ Knapp einen Monat später, am 16. Dezember 1938, wurde jegliche regionale Kulturbund-Aktivität außerhalb von Berlin verboten. Der Reichsverband der Jüdischen Kulturbünde in Deutschland wurde am 31. Dezember 1938 offiziell ‚liquidiert‘.⁴⁰

³⁸ AdK Berlin, FWA 74/86/5000, Brief, Hans Hinkel an den Kulturbund Deutscher Juden, 8. November 1938.

³⁹ Andreas Heusler: „Kristallnacht“. Gewalt gegen die Münchner Juden im November 1938. München 1998, S. 132.

⁴⁰ BHStAM, MK 15382, „Bayerische Politische Polizei, 31. Dezember 1938, 30600/3811 Bb, 2474“.

Das weitere Schicksal der Künstler des Münchner Kulturbundes hing von vielen Faktoren ab, darunter Alter, Geschlecht, finanzielle Möglichkeiten und Familienstatus. Wie schon erwähnt, gelang es einer Reihe von Künstlern, Deutschland zu verlassen – dazu zählte auch der gesamte ursprüngliche Münchner Vorstand des Bundes. Erich Erck und seine Familie wanderten nach seiner Entlassung aus Dachau nach Bolivien aus; dort übernahm er die Leitung des Orquesta Sinfónica Nacional in La Paz von 1944 bis zu seinem Todesjahr 1956. Andere, etwa Maria Luiko und Elisabeth Springer, hatten keine derartige Chance. Luiko wie auch Springer waren in ihren späten Dreißigern. Beide blieben nach ersten Ausreisebemühungen mit ihren schon älteren Müttern in München. Und beide waren am 21. November 1941 unter den ersten Deportierten nach Kaunas.⁴¹ Die Freundinnen wurden zusammen mit fast 1.000 anderen Juden aus München fünf Tage später ermordet.

Aus dem Englischen von Karin Schuler

BILDNACHWEIS

Abb. 1 Yad Vashem Photo Archive, FA 195/C 103

Abb. 2 Stadtmuseum München, Sammlung Puppentheater/Schaustellerei

⁴¹ Darunter auch Maria Luikos Schwester Elisabeth Kohn, promovierte Juristin und eine der ersten Rechtsanwältinnen in München.

Christiane Kuller

Der Münchner Kunstraub 1938/39

Am 24. November 1938 drang in München eine Gruppe Gestapo-Mitarbeiter unter Leitung von Kriminalkommissar Josef Gerum in die Wohnung des jüdischen Ehepaars Flörsheim ein und durchsuchte sie nach Kunstwerken. Charlotte Flörsheim befand sich zu diesem Zeitpunkt alleine im Haus, denn ihr Mann, der Unternehmer Ludwig Flörsheim, war am 10. November 1938, einen Tag nach dem Novemberpogrom, wie die meisten männlichen Juden in München inhaftiert und nach Dachau verschleppt worden. Die Gestapo-Beamten beschlagnahmten 19 Gemälde und elf wertvolle Teppiche, die der ebenfalls anwesende Kunsthändler und Versteigerer Ludwig Schrettenbrunner noch vor Ort einer ersten Schätzung unterzog. Anschließend wurden die Kunstwerke in das Bayerische Nationalmuseum gebracht, wo dessen Direktor Hans Buchheit den Empfang bestätigte.¹ Charlotte Flörsheim erfuhr nichts über den weiteren Verbleib ihres Eigentums.

Um die Kunstwerte gab es in den folgenden Monaten und Jahren heftige Auseinandersetzungen zwischen städtischen, staatlichen und NSDAP-Institutionen sowie Kunsthändlern. Die Gemälde und Teppiche der Familie fanden sich bald in der Stadt und darüber hinaus an vielen Orten verstreut. So hingen zwei Bilder des niederländischen Malers Nikolaus Berchem bis Kriegsende im Münchner Oberfinanzpräsidium, ein Ölgemälde befand sich in der Städtischen Galerie, zwei weitere Gemälde wurden an die Parteikanzlei abgegeben, von wo aus sie für Hitlers Museumsprojekt nach Linz weitergeleitet werden sollten, und ein Perserteppich gelangte in die Starnberger Villa

¹ Protokoll der Gestapo über die „Sicherstellung von Kulturgütern“ bei Ludwig Flörsheim am 24. November 1938, Stadtarchiv München (Stadt-AM), Stadtmuseum 104; Schreiben von Charlotte Flörsheim, New York, an die amerikanische Militärregierung vom 13. August 1945, National Archives and Records Administration (NARA), Ardelia Hall Collection, Munich Administrative Records, Records Relating to the Status of Monuments, Museums, and Archives, 1945–1949, Repositories Thalhausen – Tutzing.

des Generals Karl Kriebel (wo er nach 1945 nicht mehr auffindbar war).²

Das Ehepaar Flörsheim war eine von 68 jüdischen Familien, bei denen die Gestapo zwischen November 1938 und Februar 1939 Kunstbesitz beschlagnahmte. Die Opfer waren renommierte Sammler, aber auch wenig bekannte Kunstliebhaber, die teilweise nur Einzelstücke besaßen. Annähernd 2.200 Gemälde, Aquarelle, Graphiken, Skulpturen und Objekte des Kunsthandwerks, die als „national wertvoll“ galten, wurden konfisziert. Dies war der wohl umfangreichste Kunstraubzug der Nationalsozialisten in Deutschland.³ Die Aktion erfasste nahezu vollständig den privaten Kunstbesitz jüdischer Familien in München und Umgebung.

Die Münchner „Judenaktion“ wurde unmittelbar nach der Pogromnacht 1938 durchgeführt. Es würde jedoch zu kurz greifen, sie lediglich als Nachspiel der Ausschreitungen vom 9./10. November zu deuten. Bezeichnend für die Münchner Kunstraubaktion war vielmehr, dass sich die Mitwirkenden darauf beriefen, Zerstörungen, wie sie sich während des Pogroms ereignet hatten, künftig verhindern zu wollen, indem man die Kunstwerke „sicherstellte“. Der Raub war weitaus mehr als eine Reaktion auf die Ereignisse der Pogromnacht. Er war sehr wahrscheinlich über längere Zeit vorbereitet worden und wurde von verschiedenen Interessengruppen mitgetragen, zu denen neben Gestapo und Finanzbehörden auch die Museen und der Kunsthandel vor Ort gehörten.

Die Raubaktion stand zudem im Kontext einer längerfristigen Radikalisierung der wirtschaftlichen Ausplünderung von

² Vgl. dazu die Listen des Betriebsprüfers Max Schwägerl, der im Münchner Oberfinanzpräsidium für die Verwaltung der jüdischen Kunstwerte zuständig gewesen war und am 31. März 1947 für den Collecting Point Munich eine Liste erstellte. NARA, Ardelia Hall Collection, Restitution Claim Records, Jewish Claims, Alphabetical: Auerbach – Jordan.

³ Vgl. dazu das Forschungsprojekt von Vanessa Voigt und Horst Kessler: Protokoll eines Kunstraubs. Handbuch der 1938/39 beschlagnahmten jüdischen Sammlungen in München, in Vorbereitung zum Druck. Das Handbuch stellt alle Kunstsammler und Privatpersonen biographisch vor und skizziert den Verbleib ihres enteigneten Kunstbesitzes. Vgl. auch Vanessa Voigt, Horst Kessler: Die „Judenaktion“ 1938/39 in München. Ein Forschungsprojekt der Staatlichen und Städtischen Museen in München zum Schicksal jüdischer Kunstsammlungen. In: *Museum heute* 38 (2010), S. 33–39. Dort sprechen die Autoren von annähernd 75 enteigneten Personen. Der Fall wird auch kurz dargestellt bei Jonathan Petropoulos: *Kunstraub und Sammelwahn. Kunst und Politik im Dritten Reich*. Berlin 1999, S. 122–124.

Juden. Nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 war es dort zu wilden, unorganisierten und äußerst brutalen Plünderungen von jüdischem Eigentum, darunter auch wertvollen privaten Kunstsammlungen, gekommen. Die Praxis hatte sich als durchführbar und lukrativ erwiesen und war im Nachhinein sogar erfolgreich mit einem legalistischen Deckmantel versehen worden, so dass ähnliche Praktiken in der Folgezeit auch im Altreichsgebiet angewandt wurden. Hatten staatliche Behörden zuvor nur das Eigentum von Emigranten beschlagnahmt, so griffen sie – wie in der Münchner Kunstraubaktion – von nun an auch auf das Vermögen derjenigen Juden zu, die sich noch in Deutschland befanden.⁴ Die nationalsozialistischen Institutionen waren gut vorbereitet. Im April 1938 hatte eine Zwangsanmeldung jüdischen Vermögens stattgefunden.⁵ Es war behördenintern also bekannt, wo sich wertvolle Kunstwerke in jüdischem Besitz befanden.

Der Münchner Kunstraub 1938/39 war eine der größten systematischen Raubaktionen im Altreichsgebiet. Er spiegelt exemplarisch die Interaktion von staatlichen, städtischen und NSDAP-Institutionen sowie von lokalen Interessenvertretern und überregionalen Kräften in der bayerischen Metropole wider und beleuchtet dabei auch die tiefgreifenden Rivalitäten und Konflikte zwischen den Instanzen beim Wettlauf um die Millionenprofite. Insgesamt 58 Personen und Firmen, darunter Gestapo-Beamte, Vertreter von bayerischen Museen, Kunst-sachverständige, Speditionen und andere, waren an den Vorbereitungen und an der Durchführung aktiv beteiligt.⁶ Die Aktion hatte zudem eine interessante Nachgeschichte. Denn nach dem Ende der NS-Herrschaft diente die Erzählung von dem spektakulären Kunstraub und von den damit verbundenen Auseinandersetzungen mehreren Beteiligten dazu, ihre Mitwirkung rückblickend als Widerstand zu inszenieren.

Damit ist bereits ein erster Hinweis auf die problematische Quellenlage gegeben. Für die Rekonstruktion der Ereignisse stehen verschiedene Quellengruppen zur Verfügung, die jedoch

⁴ Zur nationalsozialistischen Enteignungspolitik vgl. Christiane Kuller: Bürokratie und Verbrechen. Antisemitische Finanzpolitik und Verwaltungspraxis im nationalsozialistischen Deutschland. München 2013; Christiane Kuller: Finanzverwaltung und Judenverfolgung. Die Entziehung jüdischen Vermögens in Bayern während der NS-Zeit. München 2008.

⁵ Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26. April 1938, RGBl. I (1938), S. 414.

⁶ Voigt, Kessler: „Judenaktion“ (wie Anm. 3), S. 34.

meist stark interessengeleitet sind und erhebliche Leerstellen aufweisen. Wichtig sind zum einen Akten aus der NS-Zeit. Eine zentrale Rolle spielen die Beschlagnahmungsprotokolle von 1938/39.⁷ Die Gestapo erfasste für jeden Haushalt, welche Kunstwerke sie mitnahm und wie hoch deren Wert geschätzt wurde. Über die Motive der Gestapo-Beamten und der beteiligten Gutachter sowie über die konkrete Praxis der Durchführung geben diese listenartigen Aufstellungen allerdings keine Auskunft. In der Kürze und dem amtlich-sachlichen Ton verschleiern sie die Brutalität der konkreten Vorgänge in den Wohnungen. Sie sind zudem teilweise unvollständig sowie in der Bezeichnung und Beschreibung der konfiszierten Gegenstände ungenau, so dass sich die Kunstwerke vielfach nur mithilfe zusätzlicher Informationen identifizieren lassen.

Deutlich ausführlicher als die Beschlagnahmung selbst sind die anschließenden Konflikte zwischen Gestapo, städtischer Verwaltung, Reichsfinanzbehörden, Museen und Kunsthändlern über Lagerung, Verwertung und Profit aus dem Kunstraub dokumentiert. Die jahrelangen Auseinandersetzungen, die bis zum Kriegsende andauerten, haben zahlreiche Korrespondenzakten produziert.⁸ Auch diese Unterlagen sind mit kritischem Blick zu deuten. Denn man muss davon ausgehen, dass in den Akten das niedergeschrieben wurde, was in den Augen der Zeitgenossen systemkonform formulierbar war und für die Durchsetzung der eigenen Macht- und Profitinteressen förderlich erschien.

Als Korrektiv müssen daher auch Quellen aus der Nachkriegszeit herangezogen werden, die eine deutlich andere Perspektive auf die Vorgänge eröffnen. Hier sind vor allem zwei Gruppen von Unterlagen zu unterscheiden: Einmal wurden ehemalige Täter nach 1945 von der amerikanischen Besatzungsmacht zum Münchner Kunstraub 1938/39 befragt.⁹ Auch hier liegt eine stark interessengeleitete Darstellung vor: Die Befragten schilderten die Vorgänge in der Regel so, dass sich Ihre Rolle als unbedeutend, unpolitisch oder gar als widerständig darstellte. Auch in Entnazifizierungsverfahren und in

⁷ Vgl. Protokolle der „Sicherstellungen“ mit detaillierter Auflistung der beschlagnahmten Kunstwerke, StadtAM, Stadtmuseum 104.

⁸ In diesem Beitrag werden vor allem die Akten der Stadtverwaltung (Stadtarchiv München) und der Reichsfinanzverwaltung (Bundesarchiv Berlin) benutzt.

⁹ Unterlagen Collecting Point (NARA).

Nachkriegsprozessen ist diese Absicht zu vermuten. Eine zweite wichtige Quellengruppe bilden daher die Wiedergutmachungsakten.¹⁰ Die Verfahren zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts waren eine der wenigen Arenen der Nachkriegszeit, in denen die ehemaligen Verfolgungsoffer ihre Erfahrungen zum Ausdruck bringen und damit eine Gendarstellung zum Bild, das die Unterlagen aus nationalsozialistischen Behörden vermittelten, zu Gehör bringen konnten.¹¹ Auch diese Akten sind jedoch durch ihren Entstehungskontext stark vorgeprägt. In ihnen fand meistens lediglich das seinen Niederschlag, was juristisch einklagbar war. Vielfach waren es nicht die Verfolgungsoffer selbst, sondern ihre Rechtsberater, die die Darstellungen maßgeblich formulierten. Auch diese Quellen weisen somit empfindliche Leerstellen auf.

Der Münchner Kunstraub 1938/39

Angeordnet wurde der Münchner Kunstraub vom Gauleiter für München-Oberbayern Adolf Wagner am Tag nach dem Novemberpogrom 1938. In einem Brief an den Leiter der NSDAP-Parteikanzlei Martin Bormann erklärte er, bei der „Aktion gegen die Juden“ habe sich in München alles „in tadelloser Disziplin“ abgespielt. Es sei „nichts gestohlen und nichts geräubert“ worden.¹² Er fügte jedoch hinzu: „Da nicht abzusehen war, wie weit die Aktion gegen die Juden sich überhaupt und insbesondere auf die Wohnungen der Juden fortsetzen würde, habe ich angeordnet, daß die in jüdischem Privatbesitz befindlichen deutschen Kultur- und Kunstgüter sichergestellt werden.“ Tatsächlich beschlagnahmte die Gestapo in den vier Monaten zwischen November 1938 und Februar 1939 Gemälde, Skulpturen und andere Kunstgegenstände internationaler Her-

¹⁰ Eine Sammlung von Wiedergutmachungsakten zur Münchner „Judenaktion“ 1938/39 findet sich ebenfalls in den Unterlagen Collecting Point (NARA).

¹¹ Vgl. zum Potential des multiperspektivischen Ansatzes beispielsweise Heidi Thiede: Martin Aufhäuser und seine Kunstsammlung. Die Akten „ehemaliger Judenbesitz – Wiedergutmachungsakt“. In: Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 2, 6 (2012), S. 95–104.

¹² Adolf Wagner an Martin Bormann, 21. November 1938, zitiert nach Heinrich Uhlig: „Der nackten Gewalt und der Feigheit begegnet...“. 9. November 1938. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 45, 13 (1963). Vgl. dazu auch Andreas Heusler, Tobias Weger: „Kristallnacht“. Gewalt gegen die Münchner Juden im November 1938. München 1998, S. 78–83.

kunft im – schon zeitgenössisch viel zu niedrig – geschätzten Wert von über zwei Millionen Reichsmark.

Die Initiative für den Kunstraub ging wahrscheinlich von Max Heiss aus, der seit März 1937 Referent für Kunsthandelsfragen bei der Zweigstelle München-Oberbayern der Reichskulturkammer war.¹³ Heiss war in München zuständig für die Überwachung des Kunst- und Antiquitätenhandels, der Kunstverlage und der Kunstversteigerungen. Nachdem er gesehen habe, wie in Nürnberg eine wertvolle Fayencen-Sammlung zertrümmert und in Bremen eine Plastikensammlung „in Schutt und Asche gelegt“ worden seien, habe er den Entschluss gefasst, solche Zerstörungen für München zu verhindern, erklärte Heiss rückblickend im Jahr 1946. Heiss suggeriert mit dieser Aussage, die sich auf Ereignisse während der Pogromnacht bezieht, dass sein Entschluss erst um diese Zeit gefallen sei. Um die genauen Listen zusammenzustellen, musste allerdings wohl schon erhebliche Zeit vor dem Novemberpogrom eine Erfassung der Kunstwerke durchgeführt und die Aktion somit schon längerfristig vorbereitet worden sein. Selbst wenn Heiss sich auf die Unterlagen der Vermögensanmeldung vom April 1938 stützen konnte, dürfte die Auswertung deutlich länger als die drei bis vier Tage gedauert haben, die zwischen der Pogromnacht und den ersten Beschlagnahmungen lagen.

Über den Kulturreferenten der Gauleitung, Walther Wüster¹⁴, verschaffte sich Heiss mit seiner Idee Gehör beim Gauleiter Adolf Wagner. Heiss überzeugte Wüster nach eigener Aussage nicht zuletzt mit dem Argument, dass hochwertige Kunstgegenstände als internationale Handelsobjekte wertvolle Devisen einbringen könnten. Als Hitler am 10. November 1938 Maßnahmen zur „Sicherstellung“ von Kunstwerken und Wertgegenständen aus jüdischem Besitz anordnete, war man in München also sehr wahrscheinlich schon vorbereitet.

¹³ Das Folgende nach der Darstellung von Max Heiss vom 19. Februar 1946, betr. Sicherstellung von Kunstwerken, NARA, Ardelia Hall Collection, Restitution Claim Records, Jewish Claims, Alphabetical: Auerbach Jordan. Zu Heiss vgl. auch Meike Hopp: Kunsthandel im Nationalsozialismus. Adolf Weinmüller in München und Wien. Köln u.a. 2012, S. 85-88. Wie Hopp zeigt, war der hier genannte Max Heiss nicht identisch mit dem Max Heiss, der von 1954 zunächst kommissarisch, dann ab 1955 15 Jahre lang Direktor des Münchner Stadtmuseums war.

¹⁴ Walther Wüster war der Initiator der antisemitischen Ausstellung „Der ewige Jude“.

In den darauffolgenden Tagen fanden in München zwei Besprechungen zum weiteren Vorgehen statt, an denen neben dem Gauleiter Adolf Wagner unter anderem auch Max Koeglmaier (Staatssekretär im Innenministerium), Karl von Eberstein (Polizeipräsident München), Max Heiss von der Gaukulturkammer, Robert Scherer (Präsident der NSDAP-Organisation „Kameradschaft der Künstler“ e.V.) sowie Hans Buchheit (Direktor des Bayerischen Nationalmuseums), Ernst Buchner (Direktor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen) und Jakob Scheidwimmer (Kunsthändler) teilnahmen.¹⁵ Kriminalkommissar Josef Gerum, der die spätere Durchführung der Aktion leitete, berichtete nach Kriegsende, in den Sitzungen sei es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Teilnehmern darüber gekommen, wie mit den beschlagnahmten Kunstwerken weiter verfahren werden sollte. Die Kunsthändler wollten eigenständig Auktionen durchführen, die Gaukulturkammer beanspruchte die Kunstwerke für sich. Gerum nahm rückblickend in Anspruch, den Vorschlag gemacht zu haben, dass die Gestapo die Konfiskationen unter der Oberaufsicht von Hans Buchheit durchführen und die Kunstgegenstände bis zu weiteren Entscheidungen ins Nationalmuseum bringen sollte. Dieser Vorschlag setzte sich durch, und am 13. November 1938 begannen Gestapo-Beamte und Kunstsachverständige gemeinsam, die Wohnungen von jüdischen Familien aufzusuchen und dort systematisch alle wertvollen Kunstwerke zu beschlagnahmen.

Bei der „Sicherstellung“ der Kunstgegenstände gingen die Gestapo-Mitarbeiter nach Listen vor, die Max Heiss zusammengestellt hatte. Die Gestapo wusste daher sehr genau, in welchen Wohnungen Kunstwerke zu finden waren. Eine hochumstrittene Frage war der Wert der konfiszierten Gegenstände. Wie im Fall der Familie Flörsheim waren bei allen Beschlagnahmungen Kunstexperten anwesend, um die Werke zu schätzen. Dabei konnten sie durchaus zu Gunsten der Opfer an den Vorgängen mitwirken. Beispielsweise erinnerte sich Antonie

¹⁵ Das Folgende soweit nicht anders ausgewiesen nach der Aussage von Josef Karl Gerum vor USFET (US Forces, European Theater), 23. Januar 1946, NARA, Ardelia Hall Collection, Munich Administrative Records, Restitution Research Records, Buchner Ernst. Vgl. zu den Sitzungen auch Lorenz Seelig: Die Münchner Sammlung Alfred Pringsheim – Versteigerung, Beschlagnahmung, Restitution. In: Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste Magdeburg (Hg.): Entehrt. Ausgeplündert. Arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden. Magdeburg 2005, S. 265–290, S. 271.

Levi, die Frau des Porzellansammlers Bruno Levi, dass der Direktor des Bayerischen Nationalmuseums Hans Buchheit ihren Schmuck als „lauter Dreck“ bezeichnete. Damit habe er, so Frau Levi, die Aufmerksamkeit der Gestapo vom Schmuck weggelenkt, was sie als „höchst anständig“ empfand.¹⁶ Eine niedrige Schätzung lag allerdings auch im Interesse der Beschlagnahmungskommissionen. Denn so konnten die Kunstwerke für niedrigen Preis erworben und mit hohen Gewinnen weiterveräußert werden.

Die Gestapo brachte die Kunstgegenstände zunächst ins Maximilianeum und ins Nationalmuseum. Nach kurzer Zeit mussten die Gegenstände von dort wieder entfernt werden, weil die Räume anderweitig benötigt wurden. Nächste Station war die Städtische Galerie in München, und von dort kamen die Kunstwerke schließlich in die Räume der Firma Bernheimer, eines weltweit bekannten, ehemals jüdischen Kunsthandelshauses.¹⁷ Zum Zeitpunkt der Einlagerung der Kunstwerke war die Firma Bernheimer bereits „arisiert“, und schon bald beanspruchte die „Kameradschaft der Künstler München“ als „Ariseur“ auch die geraubten Kunstwerke, die im Keller des Geschäftsgebäudes abgestellt worden waren.

Anfang 1940 entbrannte daher ein heftiger Konflikt darüber, wer über die Weiterverwertung der Gegenstände verfügen dürfe. Im Januar 1940 lud Robert Scherer, Präsident der „Kameradschaft der Künstler München“, zu einer Sitzung ein, bei der die Gauleitung, die Museumsdirektoren, die Gestapo und die Geschäftsführung der „arisierten“ Firma Bernheimer über das weitere Vorgehen beraten sollten.¹⁸ Auf Scherers Vorschlag hin beschloss die Runde, einen Teil der Kunstwerke in die öffentlichen Museen und Galerien zu geben (Bayerisches Nationalmuseum, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Städtische Galerie und Stadtmuseum). Was die Museen nicht beanspruchten, sollte zum Verkauf freigegeben werden. Die

¹⁶ Der Fall wird dargestellt bei Seelig: Sammlung Alfred Pringsheim (wie Anm. 15), S. 273 f.

¹⁷ Zur „Arisierung“ des Kunsthandelshauses Bernheimer vgl. Jan Schleusener: Vom Kunsthändler zum Kaffeebauer. Ausschaltung und Emigration am Beispiel Bernheimer. In: *zeitenblicke* 2, 3 (2004), URL: <http://zeitenblicke.historicum.net/2004/02/index.htm>; Wolfram Selig: „Arisierung“ in München. Die Vernichtung jüdischer Existenz 1937–1939. München 2004, S. 613–620.

¹⁸ Schießl, 20. Januar 1940, Vorbemerkung zum Akt, StadtAM, Stadtmuseum 104.

Veräußerung der Teppiche, kunstgewerbliche Gegenstände und Möbel lag bei der Firma Bernheimer. Alles Übrige sollte das Auktionshaus Weinmüller öffentlich versteigern. Für die Einnahmen richtete die Gestapo ein Konto ein.

Sofort gingen die Museen und Galerien daran, entsprechende Listen zusammenzustellen. Die Städtische Galerie etwa übernahm 49 Kunstwerke.¹⁹ Dafür zahlte sie 45.965 Reichsmark auf ein Sonderkonto der Gestapo mit dem Namen „Jüdisches Kunstgut“. Dem Bayerischen Nationalmuseum übergab die Gestapo Kunstgegenstände aus beschlagnahmtem jüdischem Besitz im Gegenwert von 187.040 Reichsmark.²⁰ Auch Hans Posse, der Beauftragte für die Sammlung Hitlers, suchte Kunstwerke aus dem Lager der Münchner „Judenaktion“ heraus. Sein Zugriff hatte, auch wenn er zeitlich später erfolgte, oberste Priorität. Der Gauleiter Adolf Wagner entnahm 19 Bilder und Zeichnungen für den „eigenen Bedarf“.²¹ Der Generaldirektor der Staatlichen Sammlungen, Ernst Buchner, schließlich prüfte die Gemälde und Kunstwerke „auf ihre Verwendbarkeit als repräsentativen Wandschmuck für die verschiedenen Staats- und Parteigebäude“.

Nachdem diese Vorgänge schon für einen erheblichen Teil der Kunstwerke vollendete Tatsachen geschaffen hatten – über die Hälfte befand sich im Verkauf, in Museen oder an anderen Stellen – trat Ende 1941 die Reichsfinanzverwaltung auf den Plan. Die 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 regelte nämlich, dass das Vermögen von Juden, die sich außerhalb des Deutschen Reiches befanden, dem Reich verfiel. Die Behörden der Reichsfinanzverwaltung sollten umgehend mit der Verwertung, also mit dem gewinnbringenden Verkauf der Gegenstände beginnen.²² Auch die Kunstgegenstände aus der „Judenaktion“ fielen formal unter diesen Erlass und gingen nach Ansicht der Mitarbeiter des

¹⁹ Direktor der Städtischen Kunstsammlungen München an das Oberfinanzpräsidium München, 14. September 1949, Staatsarchiv München (StAM), OFD 10465 (Einzelfall BA 830, neue Nummer 1977).

²⁰ Abschrift eines Schreibens von Gauleiter Giesler an das Reichsfinanzministerium vom 30. November 1944, zusammenfassende Erklärung zum Fall von Rechtsanwalt Otto Z. an die Spruchkammer vom 20. September 1949, beide in Spruchkammerakt Hans Rauch, StAM 3405.

²¹ Bericht des Betriebsprüfers Max Schwägerl für den Collecting Point München vom 31. März 1947, NARA, Ardelia Hall Collection, Restitution Claim Records, Jewish Claims, Alphabetical: Auerbach – Jordan.

²² 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25.11.1941, RGBl. I (1941), S. 722.

Oberfinanzpräsidiums München nun in die Verfügungsgewalt ihrer Behörde über.²³ Zuständig seitens der Finanzverwaltung war der Leiter der Abteilung Steuer im Oberfinanzpräsidium München, Finanzpräsident Hans Rauch.

Die Finanzbeamten ließen nun zu allererst prüfen, ob die Vermögen überhaupt schon „verfallen“ waren. Rechtlich gesehen blieben die Gegenstände nämlich Eigentum der Juden, von denen sie beschlagnahmt worden waren, bis sie formal enteignet oder „verfallen“ waren. Ein legaler Verkauf hätte eigentlich erst danach beginnen dürfen. Nach der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom November 1941 trat der Vermögensverfall automatisch ein, wenn Juden die Reichsgrenze überschritten hatten und sich im Ausland aufhielten. Daher ermittelten die Finanzbeamten nun den Aufenthaltsort der Opfer der Münchner „Judenaktion“. In einem Vermerk dazu heißt es: „Präsident Rauch hält es für möglich, daß doch noch der eine oder der andere Jude nicht ausgewandert oder evakuiert ist“.²⁴

Die Überprüfung im März 1942 ergab, dass von den Juden, denen Kunst gestohlen worden war, 22 noch „ihren gewöhnlichen Aufenthalt“ in München hatten.²⁵ Sie waren die rechtmäßigen Eigentümer von 192 Kunstwerken unter den rund 950 zu diesem Zeitpunkt noch vorhandenen Gegenständen. Bei 13 Personen, denen weitere 268 Stücke gehörten, waren die Ermittlungen erfolglos, und ihr Aufenthaltsort konnte nicht geklärt werden. Für 25 Personen, aus deren Besitz etwa die Hälfte der noch vorhandenen Gegenstände stammte, wurde festgestellt, dass sie „ausgewandert, ausgebürgert oder abgeschoben“ seien.

Zwar war dieser Auftakt kennzeichnend für den legalistischen Ansatz, den die Reichsfinanzbehörden verfolgten. Alles sollte nach gesetzlichen Vorgaben erfolgen. Gleichzeitig zeigt sich jedoch, dass das Münchner Oberfinanzpräsidium dabei vorwiegend eigene Interessen verfolgte. Der Leiter des Oberfinanzpräsidiums Christian Weisensee wollte sich auch für die restlichen Kunstgegenstände die künftige Verfügungs-

²³ Vgl. zum Folgenden Kuller: Finanzverwaltung (wie Anm. 4), S. 104–111.

²⁴ Vermerk vom 6. März 1942, Bundesarchiv Berlin (BAB), R 2, 31098.

²⁵ Oberfinanzpräsident München, Weisensee, an den persönlichen Referenten des Staatssekretärs im Reichsfinanzministerium, 9. März 1942, BAB, R 2, 31098. Folgende Zitate ebd.

gewalt sichern. „Es ist damit zu rechnen“, argumentierte er, „daß in absehbarer Zeit auch für die Mehrzahl der zweiundzwanzig Juden, die ihren gewöhnlichen Aufenthalt noch in Deutschland haben und die dreizehn Juden, deren Aufenthalt bisher noch nicht festgestellt werden konnte, der Vermögensverfall zu Gunsten des Reichs eintritt. Ich halte es deshalb für zweckmäßig, daß auch das noch nicht eingezogene, aber durch Verwahrung sichergestellte Kunstgut wegen des bevorstehenden Verfalls zu Gunsten des Reichs in meine Verfügungsgewalt und damit in meine Verwaltung kommt.“

Der Vertreter des Oberfinanzpräsidiums, Hans Rauch, agierte auch noch in anderer Hinsicht im ureigensten Interesse seiner Behörde. Schon im Januar 1942 hatte er klargestellt, dass er für die Ausstattung der Reichsbehörden sorgen müsse.²⁶ Dahinter stand wohl nicht zuletzt das Vorhaben, auch einige Stücke für die Einrichtung des neuen Oberfinanzpräsidiums in der Sophienstraße zu verwenden. Jedenfalls fanden mehrere der Kunstwerke aus der Münchner „Judenaktion“ den Weg in den Neubau der Finanzverwaltung. Allein zwölf wertvolle Gemälde, darunter zwei Bilder von Carl Spitzweg aus dem Besitz des Münchner Modegeschäftsinhabers Isidor Bach, und einen Teppich hatten die Finanzbeamten in ihr neues Bürogebäude genommen, von wo sie sie gegen Ende des Krieges zum Schutz vor Luftangriffen nach Pfeffenhausen auslagerten. Die Liste der Auslagerung gibt genaue Auskunft darüber. Vier wertvolle Teller und zwei Zinnschalen, die sich im „Repräsentationsraum“ des Oberfinanzpräsidiums befunden hatten, waren bei der Inventaraufnahme im Frühjahr 1946 nicht mehr auffindbar.²⁷

Durch die Zuständigkeit des Münchner Oberfinanzpräsidiums änderte sich an der Zerstreung der Kunstwerke wenig.²⁸ Allerdings beharrten die Finanzbeamten darauf, dass die Objekte von nun an nicht mehr verkauft, sondern nur als Leihgaben weitergegeben wurden. Die städtischen Kunstsammlungen –

²⁶ Oberfinanzpräsident München, Weisensee, an Staatssekretär Reinhardt vom 9. Januar 1942, BAB, R 2, 31098.

²⁷ Listen des Betriebsprüfers Max Schwägerl, der im Münchner Oberfinanzpräsidium für die Verwaltung der jüdischen Kunstwerte zuständig gewesen war, Zusammenstellung vom 31. März 1947 für den Collecting Point Munich, hier Aufstellungen 2 und 9, NARA, Ardelia Hall Collection, Restitution Claim Records, Jewish Claims, Alphabetical: Auerbach – Jordan.

²⁸ Vermerk über die Besprechung zwischen Rauch, Scherer und Wagner vom 14. Mai 1942, BAB, R 2, 31098.

das Stadtmuseum und die Städtische Galerie – hatten, wie oben erwähnt, bereits 1940 mit Zustimmung der Gestapo Kunstwerke erworben.²⁹ Rauch machte diese Verkäufe rückgängig, deklarierte diese Gegenstände stattdessen zu Leihgaben um und veranlasste die Gestapo, den bezahlten Kaufpreis zurückzuerstatten, was auch geschah. Auch dem Bayerischen Nationalmuseum hatte die Gestapo München 1941 Kunstgegenstände aus beschlagnahmtem jüdischem Besitz verkauft. Und auch hier schritt die Finanzverwaltung 1942 ein und beanspruchte die Kunstwerke als Reichseigentum. Diese Frage blieb bis Kriegsende allerdings unentschieden.³⁰

Kunsträuber im Widerstand? Berichte von Beteiligten nach 1945

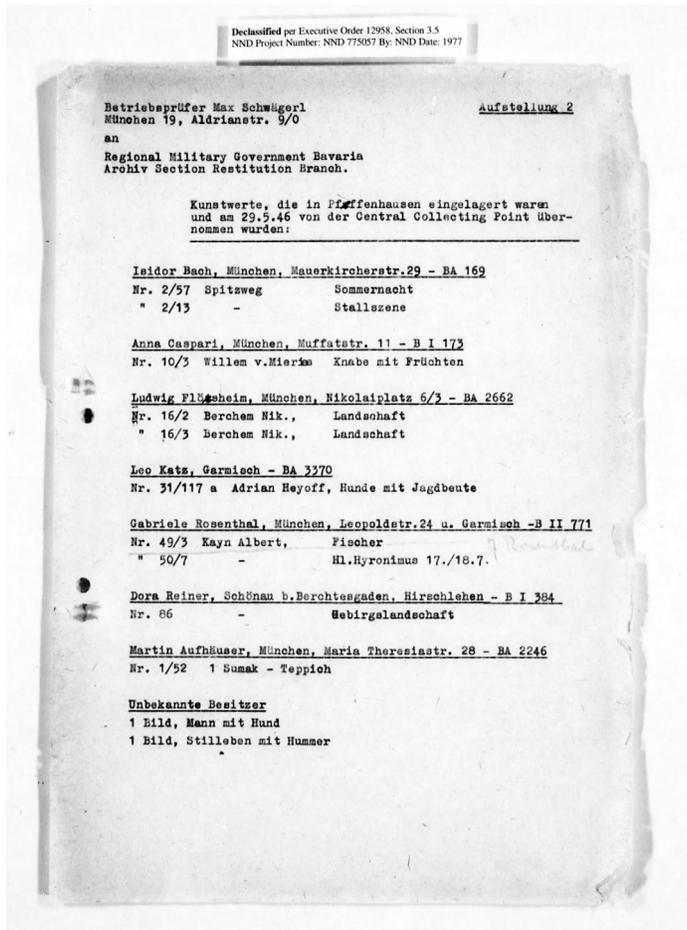
Nach Kriegsende zog Max Schwägerl, der Betriebsprüfer, der im Oberfinanzpräsidium für die operative Durchführung der „Judenaktion“ zuständig gewesen war, gegenüber den amerikanischen Besatzungsbehörden Bilanz: „Das Oberfinanzpräsidium München“, schrieb er 1947, „ist das einzige Oberfinanzpräsidium, das die in seine Hände gekommenen Kunstwerte restlos erhalten hat. Der damalige Finanzpräsident Prof. Rauch und ich haben in engster Zusammenarbeit und unter gegenseitiger Deckung, entgegen den ergangenen Anordnungen den Kunstbesitz nicht zur Verwertung gebracht“, erklärte er und fuhr fort: „Wir haben auch die vorgeschriebene Meldung des Kunstbesitzes an den Sonderbeauftragten Hitlers, den jeweils zuständigen Direktor der Staatsgalerie Dresden, unterlassen. Es wären sonst bestimmt mehr Kunstwerte abgefordert worden.“³¹

Die Darstellung des Betriebsprüfers ist schon deshalb bemerkenswert, weil sie auffällig von klassischen Verteidigungsstrategien von Finanzbeamten in der Nachkriegszeit ab-

²⁹ Direktor der Städtischen Kunstsammlungen München an das Oberfinanzpräsidium München, 14. September 1949, StAM, OFD 10465 (Einzelfall BA 830, neue Nummer 1977).

³⁰ Abschrift eines Schreibens von Gauleiter Giesler an das Reichsfinanzministerium vom 30. November 1944, zusammenfassende Erklärung zum Fall von Rechtsanwalt Otto Z. an die Spruchkammer vom 20. September 1949, beide in Spruchkammerakt Hans Rauch, StAM 3405.

³¹ Ähnlich argumentierte auch sein Vorgesetzter Hans Rauch: „In keinem deutschen Oberfinanzpräsidium ist das Judenvermögen so zusammengehalten worden wie im Oberfinanzbezirk München“. Anlage zum Meldebogen von Hans Rauch, Spruchkammerakte Hans Rauch, StAM 3405.



1 Liste mit
Kunstwerken, die sich im
Oberfinanzpräsidium
München befanden

weicht. Schwägerl berief sich nicht wie die große Mehrzahl seiner Kollegen auf eine vermeintliche politische Neutralität oder auf eine Weisungsgebundenheit seiner Verwaltungstätigkeit in der NS-Zeit. Vielmehr hob er hervor, dass sein Vorgesetzter Hans Rauch und er die politischen Ziele anderer NS-Institutionen gezielt bekämpft und sabotiert hätten. „Trotz wiederholt für uns bedenklicher Situationen“, schrieb er, „ist es letzten Endes gelungen, die Verwertung, das Auseinanderreißen und Verschleudern des wertvollen Kunstbesitzes zu verhindern. Im Interesse des Zusammenhaltens des Kunstbesitzes hat auch Prof. Rauch s. Zt. den Verkauf der Gestapo an die Gemäldesammlungen nicht anerkannt und rückgängig gemacht.“

Handlungsspielräume für ihre Aktivitäten hatten die Finanzbeamten nach Schwägerls Einschätzung vor allem deswegen gehabt, weil sie sich zwischen den unterschiedlichen Interessen der beteiligten Institutionen positionieren und diese gegeneinander ausspielen konnten. Es kam den Finanzbeamten dabei zugute, dass die Beteiligten an der „Judenaktion“ in Interessen- und Kompetenzkonflikte verwickelt waren. So schrieb Schwägerl: „In allen Fällen konnte aber durch Ausspielen von Kompetenzen zwischen Reichs-, Staats- und Parteibehörden erreicht werden, dass es nie zu ungünstigen Entscheidungen kam.“

Die Belege, die Schwägerl lieferte, erscheinen auch aus heutiger Sicht durchaus stichhaltig. Tatsächlich hatten die staatlichen Finanzbehörden einige Weichen für die Verwertung der Kunstwerke aus der Münchner „Judenaktion“ neu gestellt, insbesondere indem sie bereits getätigte Verkäufe teilweise rückgängig machten und weitere verhinderten. Weitaus weniger eindeutig sind hingegen die Motive für dieses Vorgehen. Das jüdische Vermögen „zusammenzuhalten“ war unter den Bedingungen der zweiten Kriegshälfte nicht zwingend ein Akt des Widerstandes. Es könnte auch andere Gründe gegeben haben. Einmal war das Zusammenhalten von Vermögen angesichts der kriegsbedingten Marktunsicherheiten durchaus eine fiskalisch plausible Strategie. Der Verkauf von „arisierten“ Grundstücken und Häusern etwa war zu diesem Zeitpunkt nahezu vollständig verboten, um einen Zusammenbruch des Immobilienmarktes zu verhindern.

Es ist auch durchaus möglich, dass die staatlichen Behörden die Vorgänge zwischen Frühjahr 1939 und Herbst 1941 als rechtlich nicht gedeckt ansahen und deshalb einschritten. Insbesondere die Überprüfung der Eigentumsverhältnisse der Kunstbeute und die Aufhebung von Verkäufen deuten darauf hin, dass die Finanzbeamten gegen die in ihren Augen illegale Bereicherung einiger Institutionen und Personen vorgehen wollten. Eine Hilfe für die Verfolgungsoffer muss man dahinter nicht zwingend vermuten. Nachdem mit der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz die systematische und vollständige Enteignung der Juden in Gesetzesform gegossen worden war, kann man das Beharren auf rechtlich geregelten Verfahren, mit dem sich die Finanzbeamten nach 1945 brüsteten, kaum als Indiz für Widerstand gegen Verfolgung und wirtschaftliche Ausplünderung interpretieren. Vielmehr waren die Finanzbehörden eine Schlüsselinstitution für die legale Über-

führung jüdischen Eigentums in „arische“ Hände. Sie garantierten den neuen Besitzern, dass bei diesem Besitzwechsel alles seine Ordnung hatte.³²

Denkbar sind zudem durchaus auch eigennützige Hintergründe für das Vorgehen der Finanzbeamten. So vermutete beispielsweise ein Mitarbeiter der Stadt München 1942, dass die Finanzbehörden die bisher getätigten Verkäufe nur aufgriffen, um bei zu niedrigem Verkaufspreis eine „Ausgleichszahlung“ für Arisierungsgewinne zu berechnen. Empört schrieb er: „Demnach erscheint uns ein Bestreben, die Stadt zu einer Ausgleichszahlung an das Reich heranziehen zu wollen, von vorneherein als unbillig; es besteht kein Anlaß zur Annahme, daß die Stadt einen unangemessenen Vermögensvorteil durch die im Jahre 1940 getätigten Ankauf erlangt habe.“³³

Zweifelhafte Rückendeckung erhielten die Finanzbeamten nach Kriegsende durch den Initiator der Münchner „Judenaktion“, den Reichskulturkammermitarbeiter Max Heiss.³⁴ Dieser erklärte gegenüber der amerikanischen Besatzungsmacht seine Solidarität mit den Mitarbeitern der Finanzbehörden. Zu den Zielen der damaligen Vorgehensweise schrieb er: „Durch obige Massnahmen ist es heute möglich, den davon Betroffenen im grossen Umfange das Eigentum zurückzuerstatten, was von Anfang an als Zweck der Massnahme gedacht war, der jedoch nicht offenkundig werden durfte.“ Auch wenn man diese Erklärung nicht ohne weiteres nur als nachträgliche Verteidigungsbehauptung bewerten kann, bleibt sie doch unglaubwürdig, solange keine zusätzlichen Hinweise vorliegen, die diese Aussage belegen.

Dass Max Heiss, der nach eigener Aussage ursprünglich der Initiator der „Judenaktion“ gewesen war, sich in der Rolle eines Widerstandskämpfers inszenieren konnte, lag wohl vor allem daran, dass er schon kurz nach Beginn der Aktion aus den Vorgängen ausgeschlossen worden war. Hatte er noch bei der Zusammenstellung der Listen im Vorfeld eine zentrale Rolle gespielt, so fand die Durchführung der Beschlagnahmungen ganz ohne ihn statt. Er erhielt nach eigener Aussage auch keine

³² Vgl. dazu Kuller: Bürokratie (wie Anm. 4), S. 442 f.

³³ Vormerkung Mayr, „beschlagnahmtes Kunstgut aus jüdischem Besitz“, vom 8. Januar 1942, StadtAM, Stadtmuseum 104.

³⁴ Max Heiss, Bericht vom 19. Februar 1946, betr. Sicherstellung von Kunstwerken, NARA, Ardelia Hall Collection, Restitution Claim Records, Jewish Claims, Alphabetical: Auerbach – Jordan.

Informationen über Ablauf der Konfiskation und die Verwertung. Bei der weiteren Entwicklung war Heiss ein außenstehender Beobachter geblieben, der versucht hatte, persönliche Kontakte zu Schwägerl zu knüpfen, und aus diesem Kontakt später eine Nähe zum vermeintlichen Widerstand in der Finanzverwaltung konstruierte.

Auffällig ist, dass die meisten Finanzbeamten aus dem Oberfinanzpräsidium München, die mit der Verwaltung und Verwertung von konfisziertem und enteignetem jüdischen Eigentum zutun hatten, nach 1945 weitgehend ähnliche Geschichten erzählten.³⁵ Es finden sich fast wortgleich dieselben Topoi, insbesondere das Beharren auf rechtmäßigem Vorgehen, das „Zusammenhalten“ des jüdischen Vermögens sowie die Weigerung, „nazistischen Anweisungen“ zu folgen. Die große Ähnlichkeit der Aussagen lässt vermuten, dass es sich um abgestimmte Aussagen handelt. Da diese Punkte gleichzeitig auch relativ widerspruchsfrei mit den Unterlagen aus der NS-Zeit in Einklang zu bringen waren, erwiesen sie sich als erfolgreiches Narrativ der Nachkriegszeit. Geht man davon aus, dass gesetzmäßiges Handeln, das „Zusammenhalten von Vermögen“ sowie die Abwehr und Sabotage von „Anweisungen von oben“ durch Verschleppung und Verweigerung in der Verwaltungspraxis Leit motive der Darstellung der Ereignisse nach 1945 waren, dann wurden diese Aspekte möglicherweise besonders hervorgehoben. Ob man mit diesem stilisierten Narrativ die Wirklichkeit der NS-Verfolgungspraxis angemessen beschreiben kann, ist hingegen fraglich.

Besonders deutlich sind die Defizite dieser Erzählungen im Hinblick auf die Verfolgungsoffer. Ihr Handeln erklärten die Finanzbeamten rückblickend aus den behördeninternen Abläufen und Interaktionen verschiedenen NS-Institutionen, in denen die ausgeraubten Juden nicht vorkommen. Die erwähnte Absicht, den Verfolgten ihr Eigentum zurückgeben zu wollen, fassten die Beteiligten scheinbar über die Köpfe der Betroffenen hinweg und ohne dass diese in irgendeiner Weise darauf Einfluss nahmen.

Wie das Schicksal von Charlotte Flörsheim zeigt, ist eine solche Darstellung jedoch unvollständig. Die Geschichte der Münchner Jüdin und ihrer Kunstwerke beginnt lange vor der Beschlagnahmungsaktion im November 1938. Als amerikani-

³⁵ Kuller: Finanzverwaltung (wie Anm. 4), S. 54–61.

sche Staatsbürgerin hatte sie mit der Reichskulturkammer vereinbart, die Kunstwerke bei ihrer Emigration mit in die USA zu nehmen, und dafür 27.750 Reichsmark an die Deutsche Golddiskontbank gezahlt. Als die Gestapo im November 1938 dennoch ihre Bilder und Teppiche konfiszierte, blieb Charlotte Flörsheim nicht tatenlos. Schon während des Abtransports protestierte sie nachdrücklich, später suchte sie persönlich das Bayerische Nationalmuseum auf, wo sie ihr Eigentum vermutete. Ihre Forderung nach Rückgabe blieb am Ende erfolglos, den Gestapo-Beamten schien ihre Initiative gleichwohl als so bedrohlich, dass Kriminalkommissar Gerum die Familie anschließend telefonisch bedrohte, bevor dem Ehepaar Flörsheim wenig später die Emigration in die USA gelang.³⁶ Die Vorgänge zeigen exemplarisch, welche Leerstelle in einer Darstellung entsteht, die sich allein auf Täterakten stützt, seien es Unterlagen aus der NS-Zeit, die das Handeln der Opfer systematisch ausblendeten, seien es Darstellungen aus der Nachkriegszeit, in denen die ehemaligen Täter diese Perspektive vielfach fortsetzten. Eine solche Rekonstruktion kann daher nur ein erster Schritt auf dem Weg zu einer integrierten Erzählung sein.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 The U.S. National
Archives and Record Admini-
stration, NARA M1946

³⁶ Heusler, Weger: „Kristallnacht“ (wie Anm. 12), S. 93 Fußnote 70.

Susanna Schrafstetter

„Geltungsjüdische“ Jugendliche in München 1938–1945

„Die Mutter ist 1940 wieder ausgetreten aus dem Judentum. Sie wollte endlich einen Schlußstrich ziehen. Sie hat gesehen, was daraus alles entstanden ist – Nachteile für sie, Nachteile für die Kinder, weil wir jüdisch erzogen wurden. [...] Wir hatten das J für Jude auf der Lebensmittelkarte, haben auch den gelben Stern tragen müssen.“¹ Der Münchner Helmut Lisberger beschreibt hier, wie seine Mutter ihre Konversion zum Judentum rückgängig machen wollte, in der Hoffnung, dadurch die Situation für ihre drei „halbjüdischen“ Söhne zu verbessern. Wäre ein „halbjüdisches“ Kind nicht im jüdischen Glauben erzogen worden, hätte dies deutliche Vorteile gehabt, es wäre als „Mischling ersten Grades“ behandelt worden. Die Mutter von Helmut Lisberger, Luise Walenski, war bei ihrer Heirat mit Emil Lisberger im Jahr 1921 zum jüdischen Glauben übergetreten. Das Ehepaar hatte auch seine drei Söhne als Mitglieder der jüdischen Gemeinde eintragen lassen. Dadurch wurden Helmut Lisberger und seine Brüder zu sogenannten „Geltungsjuden“. Daran konnte auch Luise Lisbergers Austritt aus der jüdischen Gemeinde München 1940 nichts mehr ändern.

Dieser Aufsatz untersucht die gruppenspezifischen Verfolgungserfahrungen „geltungsjüdischer“ Jugendlicher in München. Die „Geltungsjuden“ stellten eine vergleichsweise kleine, wenig beachtete Gruppe innerhalb der nationalsozialistischen Rassenhierarchie dar. Von der Forschung sind sie bisher im Wesentlichen als eine Kategorie unter den „Mischlingen“ wahrgenommen worden. Arbeiten speziell über „Geltungsjuden“ gibt es bisher kaum, obwohl sich die Verfolgungsgeschichte der „Geltungsjuden“ von der der „Mischlinge“ unterscheidet.² Die Verfolgung der „Mischlinge“

¹ Helmut Lisberger: „Die seelischen Schäden sieht keiner...“. In: Gernot Römer (Hg.): „Jüdisch Versippt“. Schicksale von „Mischlingen“ und nicht-arischen Christen in Schwaben. Augsburg 1996, S. 99–106, hier S. 102.

² Wegweisend: Maria von der Heydt: „Wer fährt denn gerne mit dem Judenstern in der Straßenbahn?“ Zur Ambivalenz des „geltungsjüdischen“

soll dabei keinesfalls bagatellisiert, sondern die Unterschiede herausgearbeitet werden, die sich auch je nach Zeitpunkt der Verfolgung anders darstellten. Die Verwendung nationalsozialistischer Begriffe ist in diesem Zusammenhang leider unumgänglich, da nur so die spezifischen Handlungsspielräume und Lebensbedingungen bestimmter Personengruppen nachgezeichnet werden können. Die fehlende Forschung über „Geltungsjuden“ steht in einem Missverhältnis zu den zahlreichen Zeugnissen von „Geltungsjuden“ zur Deportation der Juden aus Deutschland. Gerade diese Personengruppe hat das Bild der Verfolgung der deutschen Juden in den Nachkriegsjahren wesentlich geprägt, da ihr Anteil an den Überlebenden vergleichsweise hoch lag.³

Nach den „Nürnberger Rassegesetzen“ waren bestimmte „Mischlinge“ den Juden gleichgestellt, nämlich dann, wenn sie a) mit einem Juden verheiratet waren; b) Mitglied der jüdischen Religionsgemeinschaft waren (in beiden Fällen galt der 15. September 1935 als Stichtag); c) aus einer außerehelichen Beziehung zwischen einem jüdischen und einem nicht-jüdischen Elternteil stammten und nach dem 31. Juli 1936 geboren, also aus der Sichtweise der Nationalsozialisten aus „Rassenschande“ hervorgegangen waren; oder d) Kinder aus einer „Mischehe“ waren, die nach dem 15. September 1935 geschlossen worden war (dies bezog sich auf die Umgehung des Verbots von „Mischehen“ durch Eheschließung im Ausland).⁴ Für diese Personengruppe bürgerte sich schon bald die Bezeichnung „Geltungsjuden“ ein. Viele der „Geltungsjuden“ waren

Alltags, 1941–1945. In: Andrea Löw, Doris Bergen, Anna Hajkova (Hg.): *Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941–1945*. München 2013, S. 65–80. Michaela Raggam-Blesch: „Mischlinge“ und „Geltungsjuden“. *Alltag und Verfolgungserfahrungen von Männern und Frauen halb-jüdischer Herkunft in Wien, 1938–1945*. In: Löw, *Alltag*, S. 81–98. Brigitte Gensch, Sonja Grabowsky (Hg.): *Der halbe Stern. Verfolgungsgeschichte und Identitätsproblematik von Personen und Familien teiljüdischer Herkunft*. Gießen 2010. Beate Meyer: *„Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung, 1933–1945*. Hamburg 1999.

³ Dies galt auch für München. Neben einer Reihe veröffentlichter bzw. in Archiven zugänglicher Memoiren und veröffentlichten Beiträgen von Zeitzeugen sagten zahlreiche „Geltungsjuden“ in den Nachkriegsprozessen gegen Angehörige der Münchner Gestapo bzw. der Arisierungsstelle aus. Staatsarchiv München (STAM), Stanw. 29.499/1–5 und 17 856.

⁴ 1. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935. In: Arthur Gütt, Herbert Linden, Franz Maßfeller: *Blutschutz- und Ehegesundheitsgesetz*. München 1937, S. 245 sowie zu Punkt d): Cornelia Essner: *Die „Nürnberger Gesetze“ oder die Verwaltung des Rassenwahns, 1933–1945*. Paderborn 2002, S. 196.

im jüdischen Glauben erzogen und ihr nicht-jüdischer Elternteil war vor ihrer Geburt zum jüdischen Glauben konvertiert. Andere hatten weniger Bezug zum jüdischen Glauben, waren zwar von ihrem jüdischen Elternteil bei der jüdischen Gemeinde registriert worden, nahmen aber nicht aktiv am Gemeindeleben teil oder hatten sich vom Glauben entfernt.

„Geltungsjuden“ waren deutlich schlechter gestellt als Kinder aus Mischehen, die getauft waren oder keiner Religionsgemeinschaft angehörten. Sie mussten, wie Helmut Lisberger eingangs beschrieben hat, ab 1941 den Judenstern tragen und erhielten auch nur Lebensmittelkarten für Juden, das heißt deutlich schlechtere Essensrationen. Ab 1939 wurden sie zwangsweise zu Mitgliedern der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland.⁵ Während „Volljuden“ ab 1941 in den Tod geschickt wurden, blieben „geltungsjüdische“ Kinder und Jugendliche jedoch weitgehend von den Deportationen verschont. Dies galt nicht für „Geltungsjuden“, die mit Juden verheiratet waren. Sie wurden bereits ab 1941 mit dem jüdischen Ehepartner deportiert.

Nur etwa zehn Prozent aller „Mischlinge“ waren der Gruppe der „Geltungsjuden“ zugehörig.⁶ Damit bildeten sie eine kleine, aber „heterogene Kategorie“⁷ unter den jüdischen Verfolgten. Bisherigen Schätzungen zufolge lebten 1939 etwa 7.000 „Geltungsjuden“ im „Altreich“.⁸ In vielen Fällen geschah die Zuordnung der „Geltungsjuden“ arbiträr auf der Basis von Eintragungen in Listen der jüdischen Gemeinden. Jedoch wurden Menschen, die aus den Gemeinden ausgetreten waren, oft nicht oder erst viel später gestrichen, was zu zahlreichen Anträgen auf „Umstufung“ führte.⁹ Auch in München gab es Konflikte um die Zuordnungen: Einige junge „Geltungsjuden“ machten die Gemeindeführung dafür verantwortlich, dass sie nicht als „Mischlinge“ geführt wurden.¹⁰

⁵ Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 68. Beate Meyer: Tödliche Gratwanderung. Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zwischen Hoffnung, Zwang, Selbstbehauptung und Verstrickung (1939–1945). Göttingen 2011, S. 44.

⁶ Meyer: „Mischlinge“ (wie Anm. 2), S. 320. Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 65f.

⁷ Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 65.

⁸ Ebenda, S. 66. „Altreich“ bezieht sich auf Deutschland in den Grenzen von 1937.

⁹ Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 66.

¹⁰ Meyer: Gratwanderung (wie Anm. 6), S. 300.

„Geltungsjuden“ lebten vor allem in Großstädten, wo der Anteil der „Mischehen“ hoch war. Für München gibt es für den Zeitraum 1933–1941 keine Angaben über die Zahl der „Mischehen“. Da aber im Dezember 1942 noch 469 Mischehen gezählt wurden,¹¹ kann davon ausgegangen werden, dass bei Kriegsbeginn zahlreiche junge „Geltungsjuden“ in der Stadt lebten. Sie erlebten die Verfolgung und Ausgrenzung der Jahre 1933–1941 weitgehend wie ihre jüdischen Altersgenossen. Gleichzeitig war der Alltag dieser Jugendlichen geprägt durch den fragilen Schutz, den der nicht-jüdische Elternteil bot. Dieser Schutz war brüchig und konnte jederzeit enden: durch Tod des nicht-jüdischen Elternteils oder Scheidung der Eltern, oder auch aufgrund von Denunziation, Verfolgung wegen „Rassenschande“ oder behördlicher Willkür. In allen diesen Fällen drohte die umgehende Deportation. Die meisten jungen „Geltungsjuden“ in München rückten Anfang 1945 ins Fadenkreuz der Deportationsmaschinerie.

Die bisherige Forschung zu den „Geltungsjuden“ verweist unter anderem auf gezielt durch den Verfolgungsapparat geschürte Ressentiments zwischen „Geltungsjuden“ und Juden.¹² „Geltungsjuden“ wurden zum Teil argwöhnisch als „Privilegierte“ betrachtet und mit dem Vorwurf konfrontiert, sie nutzten ihre „halbjüdische“ Herkunft dazu, sich zu retten und sich bei der Gestapo anzudienen.¹³ Diese Spannungen gab es vor allem in Berlin, wo die meisten „Geltungsjuden“ lebten und wo die Gestapo auch die gefürchteten jüdischen Fahnder einsetzte, die sie überwiegend aus „Geltungsjuden“ rekrutierte.¹⁴ Auch in München versuchten die beiden zentralen Verfolgungsinstanzen, die „Arisierungsstelle“ und die Gestapo, Spannungen zu erzeugen.¹⁵ Im Folgenden wird jedoch gezeigt,

¹¹ Zahlenangaben nach Maximilian Strnad: Zwischenstation „Juden-siedlung“. Verfolgung und Deportation der jüdischen Münchner 1941–1945. München 2011, S. 178. Geschätzt haben etwa 50–100 Personen als „Geltungsjuden“ in München überlebt.

¹² Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 69.

¹³ Ebenda.

¹⁴ Zu den so genannten „Greifern“: Doris Tausendfreund: Erzwungener Verrat. Jüdische „Greifer“ im Dienst der Gestapo 1943–1945. Berlin 2006.

¹⁵ Die „Arisierungsstelle“ unter ihrem Leiter Hans Wegner war ursprünglich für „Arisierung“ jüdischen Eigentums zuständig, entwickelte sich aber zur zentralen Verfolgungsinstanz in München. Die Lager Milbertshofen und Berg am Laim waren unter ihrer Kontrolle und auch die Abwicklung der Deportationen oblag weitgehend der „Arisierungsstelle“. Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 12), S. 24f., Meyer: Gratwanderung (wie Anm. 6), S. 291f.

dass die „geltungsjüdischen“ Jugendlichen in München weitgehend mit den jüdischen Altersgenossen sozialisiert wurden und der Zusammenhalt, gerade in den jüdischen Sammellagern, groß war.

Gesellschaftliche Ausgrenzung und Ghettoisierung, 1938–1941

Ab Ende 1938 verschärfte sich die Ausgrenzung von Juden aus dem gesellschaftlichen, beruflichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Für junge Menschen bedeutete dies eine drastische Reduzierung ihrer Ausbildungsmöglichkeiten: Ab 1938 durften jüdische Schüler nur noch jüdische Schulen besuchen, dies galt auch für „Geltungsjuden“. „Mischlinge“ konnten theoretisch noch weitere vier Jahre öffentliche Schulen besuchen, auch wenn dies für viele durch die ständige Diskriminierung praktisch nicht mehr möglich war.¹⁶ Viele Eltern, deren Kinder als „Mischlinge“ galten, versuchten jedoch zu vermeiden, ihre Kinder auf jüdische Schulen zu schicken.¹⁷ „Mischlinge“ konnten – mit Einschränkung – noch bis 1942 zum Studium zugelassen werden, danach war das nur noch in Ausnahmefällen möglich.¹⁸ Anders als die „Mischlinge“ waren Juden wie „Geltungsjuden“ von der Hitler-Jugend (HJ) ausgeschlossen. „Mischlinge“ wurden ab 1941 aus der HJ entlassen.¹⁹ „Geltungsjüdische“ Jugendliche wurden daher früher als „Mischlinge“ in ein rein jüdisches Umfeld abgedrängt.

In München wie auch in anderen Regionen sahen sich junge Juden bereits lange vor dem offiziellen Verbot 1938 gezwungen, an jüdische Schulen zu wechseln. Vielfach wollten die Eltern ihre Kinder auch nicht länger der täglichen Demütigung aussetzen und meldeten sie von sich aus ab. Walter Geismar wechselte 1936 im Alter von dreizehn Jahren zusammen mit einigen weiteren jüdischen Schülern von der Gisela-Oberrealschule auf die jüdische Volksschule.²⁰ Bis Anfang 1942 konnten junge Männer noch eine Ausbildung bei den Münchner Jü-

¹⁶ Meyer: „Mischlinge“ (wie Anm. 2), S. 193.

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ Ebenda, S. 201. Sie waren allerdings bereits seit 1933 von bestimmten Fächern ausgeschlossen. Ebenda, S. 200.

¹⁹ Ebenda, S. 195.

²⁰ Ilse Macek: Walter Geismar (South Caulfield, Australien). In: Ilse Macek (Hg.): Ausgegrenzt – Entrechtet – Deportiert. Schwabing und Schwabinger Schicksale 1933 bis 1945. München 2008, S. 155–168, hier S. 158.

dischen Lehrwerkstätten absolvieren, wo sie das Schreiner- oder Schlosserhandwerk erlernten. Viele erhofften sich davon verbesserte Chancen bei der Auswanderung. In jedem Fall war es für die Auszubildenden eine Möglichkeit, wenigstens irgendeine Berufsausbildung zu erhalten. Unter den Auszubildenden waren auch zahlreiche „Geltungsjuden“ wie Walter Geismar.

Das jüdische Kinderheim in der Antonienstraße nahm in der Sozialisation einiger Münchner „Geltungsjuden“ einen besonderen Platz ein. Dort lebten neben Waisenkindern viele Kinder zeitweise von ihren Eltern getrennt, zum Beispiel weil diese krank waren, weil sie sich auf die Auswanderung vorbereiten mussten oder aufgrund der immer schwieriger werdenden Wohn- und Arbeitsverhältnisse.²¹ Zudem bot das Antonienheim jüdischen Mädchen eine Ausbildung in Hauswirtschaft und Kinderpflege, zu einer Zeit, als es praktisch keinerlei Ausbildungsmöglichkeiten mehr gab.²² Hugo und Herta Holzmann, Salomon Neuwirth, Erwin Weil, Judith Hirsch, Ruth Butscheidt, Werner und Ernst Grube, Klara und Margot Schwalb, Rolf und Kurt Kahn waren einige der jungen „Geltungsjuden“, die zeitweise im Antonienheim lebten und dort enge Freundschaften mit anderen jüdischen Kindern und Jugendlichen schlossen.²³

Gleichzeitig versuchten viele Eltern alles, um für ihre Kinder eine „rassische Aufwertung“, also die Einstufung als „Mischling“ zu erreichen. Franz Grube reichte 1941 ein formelles Gesuch auf Gleichstellung seiner drei Kinder mit „Mischlingen ersten Grades“ ein. Nachdem dies abgelehnt worden war, ließ seine jüdische Frau, Clementine Grube, die Kinder 1943 taufen.²⁴ Zahllose Eltern sahen eine Taufe „als letzten Strohalm“²⁵, ihren Kindern doch noch eine Einstufung als „Mischling“ zu sichern. Meist war dies jedoch vergeb-

²¹ Siehe zum Beispiel: Ilse Macek: Werner Grube – „Mitzunehmen sind sämtliche Kinder mit Gepäck zwecks Wohnsitzverlegung nach Einsatzort“. In: Macek, *Ausgegrenzt* (wie Anm. 21), S. 128–144, hier S. 130–131.

²² Ilse Macek: Judith Hirsch – heute Judy Rosenberg (Montreal, Kanada): „Niemand hielt es auf, niemand schaute hin, niemand stellte Fragen“. In: Macek, *Ausgegrenzt* (wie Anm. 21), S. 115–127, hier S. 118.

²³ Zum Antonienheim: Martin Ruch (Hg.): „Inzwischen sind wir nun besternt worden.“ Das Tagebuch der Esther Cohn (1926–1944) und die Kinder vom Münchner Antonienheim. Norderstedt 2006.

²⁴ Macek: Grube (wie Anm. 22), S. 140.

²⁵ Von der Heydt: *Judenstern* (wie Anm. 2), S. 70.

lich. Es gab auch andere Versuche: Eine Mutter verfasste eine eidesstattliche Erklärung, wonach ihre drei Kinder nicht von ihrem verstorbenen Mann, sondern aus einer Affäre mit einem „arischen“ Mann stammten.²⁶ Zeitgleich versuchten die Verfolgungsbehörden, wo es möglich war, „Mischlinge“ zu „Geltungsjuden“ zu erklären. So erging es Ruth Butscheidt, als ihre bis 1939 dauernde Mitgliedschaft in der jüdischen Gemeinde entdeckt wurde. Dies sollte für Ruth Butscheidt tödliche Folgen haben.²⁷

Das „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ vom April 1939 sorgte dafür, dass Juden nur noch in Wohnungen jüdischer Eigentümer leben konnten. Das Resultat dieser Gesetzgebung war die weitgehende Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung in den sogenannten „Judenhäusern“ und „Judenlagern“. Ab 1941 wurden zwei Sammellager zur Ghettoisierung der Münchner Juden eingerichtet: das Durchgangslager Milbertshofen, von dem aus die großen Deportationen abgewickelt werden sollten, und das Lager Berg am Laim, in dem ab Sommer 1941 in einem Seitenflügel des Klosters der Barmherzigen Schwestern mehrere hundert Münchner Juden zusammengepfercht wurden.²⁸ Familien, in denen die Kinder als „Mischlinge“ galten, konnten eigene Wohnungen behalten.²⁹

Für viele „Geltungsjuden“ bedeuteten die „Judenlager“ die Trennung von Vater oder Mutter: Sie wurden mit ihrem jüdischen Elternteil in die Lager Berg am Laim oder Milbertshofen eingewiesen, der nicht-jüdische Elternteil durfte zwar in einer Wohnung bleiben, konnte aber die Familie nur am Wochenende besuchen.³⁰ Aus dieser Ghettoisierung resultierte eine Intensivierung der Beziehungen mit „volljüdischen“ Freunden, da die gleichaltrigen Jugendlichen nun auf engstem Raum zusammen lebten. Vielfach waren sie bereits im Antonienheim zusammen gewesen. Mit dem Einsetzen der Deportationen im

²⁶ Center for Jewish History, Leo Baeck Institute, AR 1587, Hedwig Geng Collection, folder 2, Anmerkung zu den Briefen an ihre Tochter Louise, ohne Datum.

²⁷ <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Stadtarchiv/juedisches-Muenchen/Gedenkbuch/Biographisches-Gedenkbuch.html>.

²⁸ Zum Lager Milbertshofen siehe Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 12). Zu Berg am Laim: Else Behrend-Rosenfeld: Ich stand nicht allein. Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland 1933–1944. Hamburg 1949.

²⁹ Meyer: „Mischlinge“ (wie Anm. 2). S. 30.

³⁰ Behrend-Rosenfeld: Ich (wie Anm. 29), S. 187f.

Herbst 1941 reduzierte sich die Zahl der Jugendlichen auf eine immer mehr aus „Geltungsjuden“ bestehende Clique. Gerade mit den ersten beiden Deportationen aus München im November 1941 und April 1942 waren nahezu sämtliche jüdischen Kinder und Jugendliche verschleppt und ermordet worden.³¹

Jugend zwischen Lagerleben und Zwangsarbeit, 1941 – 1945

Für die jungen Leute waren die Freiheitsbeschränkungen durch das Leben in den Lagern Berg am Laim und Milbertshofen besonders schwer zu ertragen. In beiden Lagern gab es Wachen, die Insassen durften das Lager nur zu streng festgelegten Zeiten verlassen und abends galt eine Ausgangssperre. „Echt Zucht-haus“ schrieb die fünfzehnjährige Judith Hirsch aus Berg am Laim an ihren Freund Erwin Weil.³² Judith Hirsch schuftete wie viele ihrer Altersgenossen tagsüber in der Zwangsarbeit. Im Laufe des Jahres 1940 wurden reichsweit mehr und mehr Juden zur Zwangsarbeit herangezogen. Ein Jahr später betraf dies auch Jugendliche ab 14 Jahren und mit Schließung der jüdischen Schulen im Januar 1942 waren alle Juden und „Geltungsjuden“ ab 14 Jahren von der Rekrutierung zur Zwangsarbeit bedroht.³³ „Mischlinge“ waren von der Zwangsarbeit dagegen noch nicht betroffen.

Ab September 1941 mussten auch „Geltungsjuden“ den Judenstern deutlich sichtbar auf der Kleidung tragen, während „Mischlinge“ und jüdische Ehepartner in „privilegierten Mischehen“ davon ausgenommen waren. Die große Zahl der Verfahren wegen „Verstoßes gegen die Judenkennzeichnungsbestimmungen“ zeugt davon, dass sich zahlreiche Münchner Juden zumindest gelegentlich ohne Stern in die Öffentlichkeit wagten. Walter Geismar und seine Freunde verließen das Lager Berg am Laim abends heimlich, indem sie auf Obstbäume im Garten kletterten, sich von dort auf die Mauer schwingen, die die Klosteranlage umgab, und nach draußen sprangen.³⁴ Im Winter gingen Walter Geismar und seine Freundin Ilse Nuss-

³¹ Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 12), S. 119f.

³² Judith Hirsch an Erwin Weil, 19. August 1942. In: Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24), S. 99.

³³ Wolf Gruner: Der Geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938–1943. Berlin 1997, S. 161f. und S. 300.

³⁴ Stadtarchiv München (StadtAM), Judaica, Memoiren 34, Geismar an Heusler, Brief Nr. 14, 8.9.2008.

baum an der Isar spazieren, ohne den Stern zu tragen. Einmal wagten sie es sogar, in einem Gasthaus einzukehren.³⁵ Im Sommer fuhren sie ab und zu an den Deininger Weiher zum Baden:

„Dort mischten wir uns unter die anderen Leute, jung und alt, die hier alle zum selben Zweck gekommen [waren], von der Hitze Erleichterung zu bekommen und das stille Wasser zu genießen, denn in den öffentlichen Badeanstalten lagen die Menschen wie Heringe neben einander. Wir [...] genossen den Tag als freie, gleichberechtigte Personen. Am Abend kehrten wir dann alle wieder unbehelligt und sonnenverbrannt ins Heim zurück und [haben] niemand von unserem Ausflug erzählt.“³⁶

Auch Judith Hirsch notierte an einem Augusttag 1942: „Harry, Kurt und die zwei Schwalbmädels gehen morgen zum Baden.“³⁷ Eines Tages war die Gruppe an der Isar unterwegs, als sie zufällig ihren nicht-jüdischen Vorgesetzten von der Zwangsarbeitsstelle trafen. Er wünschte ihnen einen schönen Tag und verriet sie nicht. Andere hatten weniger Glück: Dieter Lisberger bezahlte 1942 eine Fahrt durch München ohne Stern mit einer dreiwöchigen Haft.³⁸ Dabei hatte er Glück im Unglück: Er kam wieder frei. Oft wurden inhaftierte Juden direkt aus der Haft deportiert.

Nach den „Nürnberger Rassegesetzen“ galten „Geltungsjuden“ als Juden, damit waren ihnen Beziehungen zu „Mischlingen“ und Nichtjuden untersagt. Legal konnten sie nur Beziehungen mit „Geltungsjuden“ und Juden eingehen, wobei Beziehungen mit Juden ihren Status weiter verschlechterten. Beziehungen zwischen „Mischlingen“ und Nichtjuden fielen nicht unter „Rassenschande“, auch wenn sie unerwünscht waren und zur Heirat dieser Personengruppen eine Erlaubnis beantragt werden musste. Eine Denunziation bzw. Verhaftung wegen „Rassenschande“ bedeutete für „Geltungsjuden“ ebenso wie für Juden meist die Verhaftung und Deportation. Trotzdem unterhielten auch Münchner „Geltungsjuden“ weiter verbotene Beziehungen. Die weitgehende Isolierung von der nicht-jüdischen Umwelt trug aber dazu bei, dass viele der jün-

³⁵ Ebenda.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24), S. 99.

³⁸ STAM, Stanw. 46.981, Strafbefehl 28.1.1942.

geren Münchner „Geltungsjuden“ Beziehungen nur untereinander bzw. mit jungen Juden eingingen.

Die unterschiedliche Sozialisation von „Mischlingen“ und „Geltungsjuden“ zeigt sich am besten anhand von Familien, in denen ein Teil der Kinder jüdisch und der andere nicht-jüdisch erzogen waren. Der Münchner Franz Xaver Schwalb und seine jüdische Frau Edith ließen sich 1936 scheiden. Die beiden Töchter Margot und Klara waren im jüdischen Glauben erzogen und blieben bei der Mutter, der Sohn Gerhard wurde christlich erzogen und lebte zunächst beim Vater.³⁹ Gerhard Schwalb wurde 1939 zur Wehrmacht eingezogen, dort 1942 aus „rassischen Gründen“ entlassen. Danach arbeitete er wieder in seinem Beruf als Koch in München. Er musste keine Zwangsarbeit leisten, hatte ein eigenes Zimmer im Haus seines nicht-jüdischen Arbeitgebers und eine nicht-jüdische Freundin.⁴⁰

Seiner jüngeren Schwester Klara Schwalb wurde 1934 der Übertritt auf das Gymnasium verweigert, sie beendete 1938 nach achtjähriger Schulzeit die jüdische Volksschule. Danach machte sie eine einjährige Ausbildung im Antonienheim und arbeitete dann kurzzeitig im jüdischen Altersheim, bevor sie 1940 zur Zwangsarbeit verpflichtet wurde.⁴¹ Sie lebte zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Margot im Lager Berg am Laim. Die Mutter wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert. Beide Schwestern gehörten zu einer Clique aus (geltungs-) jüdischen Jugendlichen, die sich schon von Kindesbeinen an kannten. Margot und Klara Schwalb erhielten im Februar 1945 ihre Gestellungsanordnungen.

Die Deportationen aus München

In München begann die Deportation der jüdischen Bevölkerung mit dem Transport vom 20. November 1941. Alle 998 Personen, die diesen Deportationszug bestiegen, wurden wenige Tage später in Fort XI in Kaunas ermordet.⁴² Zur Zeit dieser

³⁹ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, LEA 3245 (EG 85 157), Eidesstattliche Erklärung von Margot Rothendler, 2.4.1964, Bl. 137.

⁴⁰ STAM, Stanw. 29.499/1, Zeugenaussage von Gerhard Schwalb, 26.8.1950, Bl. 169.

⁴¹ Bayerisches Landesentschädigungsamt (BLEA), BEG 45 486, Eidesstattliche Versicherung von Klara Schwalb, 8.12.1958.

⁴² Siehe: Stadtarchiv München (Hg.): „...verzogen, unbekannt wohin“. Die erste Deportation von Münchner Juden im November 1941. Zürich

ersten Deportationswelle aus dem „Altreich“ im Herbst 1941 war die Frage der Deportation von „Geltungsjuden“ nicht geregelt. Offiziell ausgenommen von den Deportationen waren nur in „Mischehe“ lebende Juden, Personen über 65 Jahren und ausländische Juden.⁴³ In einigen deutschen Städten, darunter auch München, wurden mit diesen ersten Massendeportationen auch „geltungsjüdische“ Kinder mit ihrem jüdischen Elternteil bzw. „geltungsjüdische“ Ehefrauen mit jüdischen Männern verschleppt.⁴⁴ Die Münchnerin Julie Stettner und ihre drei „geltungsjüdischen“ Kinder Sophie, Kurt und Josef kamen im November 1941 nach Kaunas.⁴⁵ Im Januar 1942 verfügte das RSHA, dass bei den Transporten sowohl die Trennung von Ehepartnern als auch die der Eltern von ihren Kindern, sofern diese nicht älter als vierzehn Jahre waren, vermieden werden sollte.⁴⁶ „Geltungsjuden“ wurden aber wiederum nicht explizit genannt, so dass 1942 reichsweit nicht wenige von ihnen deportiert wurden.

Erst im Februar 1943 gab es Erlasse, die die Deportation von „Geltungsjuden“ festlegen sollten. Sie besagten, dass mit Juden verheiratete „Geltungsjuden“ für Osttransporte eingeteilt werden konnten, unverheiratete, kinderlose „Geltungsjuden“ sollten nach Theresienstadt verbracht werden, außer sie lebten mit nicht-jüdischen Angehörigen zusammen.⁴⁷ Damit beruhte die Zurückstellung der jugendlichen „Geltungsjuden“ gänzlich auf dem Schutz durch den nicht-jüdischen Elternteil. Die regionalen Gestapoleitstellen folgten den Richtlinien nicht immer. Manche wollten sich durch besonderen Eifer auszeichnen, wie in Frankfurt, oder schlichtweg bestimmte Juden loswerden, die ihnen in irgendeiner Weise negativ aufgefallen waren.⁴⁸

2000. Alfred Gottwald, Diana Schulle: Die „Juden deportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Wiesbaden 2005, S. 98–109.

⁴³ Gottwald, Schulle: „Juden deportationen“ (wie Anm. 45), S. 87. Zum Konflikt um die Deportation von jüdischen Zwangsarbeitern in kriegswichtigen Betrieben im Herbst 1941, Gruner: Arbeitseinsatz (wie Anm. 35), S. 279–282.

⁴⁴ Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 74.

⁴⁵ <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Stadtarchiv/Juedisches-Muenchen/Gedenkbuch/Biographisches-Gedenkbuch.html>.

⁴⁶ Von der Heydt: Judenstern (wie Anm. 2), S. 74.

⁴⁷ Ebenda, S. 74f.

⁴⁸ Zu Frankfurt siehe Monica Kingreen: Tödliche Verfolgung von als jüdisch klassifizierten „Mischehepartnern“ in der Rhein-Main-Region. In:

Wie fragil der Schutz war, sollte sich in München anlässlich der zweiten Großdeportation zeigen: Dieser Transport verließ München am 4. April 1942 Richtung Piaski. Die Münchner Gestapo hatte zunächst auch einige jugendliche „Geltungsjuden“ auf die Transportliste gesetzt, diesen Gestellungsanordnungen gesandt und sie zum Abtransport in das Lager Milbertshofen verbracht.⁴⁹ Die verzweifelten nicht-jüdischen Elternteile beauftragten Anwälte, um die Kinder frei zu bekommen. Zumindest ein Teil dieser jungen „Geltungsjuden“ wurde dann bei der Durchführung der Deportation als Geiseln gehalten: Sollte die vorgegebene Zahl von 775 Personen unterschritten werden, müssten sie als Ersatz mit auf den Transport.⁵⁰ Damit versuchte die Gestapo auch, die beiden Gruppen gegeneinander auszuspielen. Für die in letzter Minute vom Transport zurückgestellte Leiterin des Lagers Berg am Laim, Else Behrend-Rosenfeld, fand sich jedoch ein freiwilliger Ersatzmann, der seine Eltern begleiten wollte. Einer der als Geiseln Gehaltenen war nach diesen Tagen der Anspannung psychisch so mitgenommen, dass er sich das Leben nehmen wollte.⁵¹ Frau Behrend-Rosenfeld gelang es, den jungen Mann von seinem Vorhaben abzuhalten. So wie er mussten auch die Brüder Harry und Dieter Lisberger und deren Eltern die emotionale Belastung erleiden, die aus Abschied, Warten und Rückstellung erwuchs.⁵²

Für die folgenden Deportationen wurden jugendliche „Geltungsjuden“ überwiegend nicht mehr vorgesehen. Je älter sie waren, desto größer war jedoch die Gefahr: Die 25jährige Elisabeth Baerlein wurde im Juni 1942 nach Theresienstadt deportiert, obwohl sie mit ihrer nicht-jüdischen Mutter zusammenlebte.⁵³ Elisabeth Baerlein starb in Auschwitz. Ruth Butscheidt kam im April 1943 nach Theresienstadt. Ihre jüdische Mutter war zusammen mit ihrem zweiten Mann bereits

Gensch: Stern (wie Anm. 2), S. 57–66. Aus München wurde beispielsweise Curt Mezger bereits 1943 deportiert, obwohl er in Mischehe lebte. Er war als Leiter des Lagers Milbertshofen in Ungnade gefallen. Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 12), S. 55.

⁴⁹ Lisberger: Schäden (wie Anm. 1), S. 103.

⁵⁰ Behrend-Rosenfeld: Ich (wie Anm. 29), S. 149.

⁵¹ Ebenda, S. 150f.

⁵² Lisberger: Schäden (wie Anm. 1), S. 103.

⁵³ STAM, SpkA, K 939, Koronczyk, Theodor, Protokoll der öffentlichen Sitzung vom 29.10.1947, Zeugenaussagen von Katharina Baerlein und Anna Kahn.

im November 1941 verschleppt worden. Ihr nicht-jüdischer Vater war tot. Damit galt die 22jährige Ruth als erwachsen und alleinstehend und wurde prompt deportiert.⁵⁴

Junge „Geltungsjuden“ wurden von der Gestapo München zum Teil als Personal in den Lagern Berg am Laim und Milbertshofen eingesetzt. Dieter Lisberger arbeitete als Koch in Milbertshofen und später in Berg am Laim. Rolf und Kurt Kahn waren Mechaniker und Hausmeister im Lager Milbertshofen. Auch Erwin Weil arbeitete dort.⁵⁵ Die jungen Leute mussten auch bei der ersten Deportation helfen. Erwin Weil erinnerte sich: „Es kam Lastwagen auf Lastwagen [nach Milbertshofen]. Viele Leute [waren] darunter, die wir sehr gut kannten [...]. Wir konnten wenigstens noch [eine] eiligst geschriebene Nachricht und Geld und Schmuck herausschaffen [...]“⁵⁶ Nach einem Fluchtversuch des Syndikus der Gemeinde, Julius Hechinger, im April 1942 veranstalteten der Leiter der Arisierungsstelle, Hans Wegner, und seine Mitarbeiter eine sadistische Gewaltorgie mit dem Ziel, Hechinger zu Tode zu foltern. Auch die jungen Hausmeister wurden aufgefordert, Hechinger zu quälen. Wegner ermutigte sie dazu, ihn zu töten. Offenbar vermutete er, es würde ein Leichtes sein, sie wegen der Unbeliebtheit Hechingers zu Gewalttaten anzustacheln. Dies war jedoch nicht der Fall. Die jungen Männer taten, wozu sie gezwungen wurden, ließen aber von Hechinger ab, sobald sie konnten.⁵⁷

Für viele junge „Geltungsjuden“ bedeuteten die Deportationen traumatische Verlusterfahrungen: Spielkameraden und junge Liebespaare wurden getrennt; „Geltungsjuden“ mussten mitansehen, wie nach und nach langjährige Freunde verschwanden. Im November 1941 wurde Ilse Lewin zusammen mit ihren Eltern von der Gestapo abgeholt. Ilse war Hugo Holzmanns „first love“,⁵⁸ seine Nachbarin und beste Freundin. Er

⁵⁴ <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Stadtarchiv/juedisches-Muenchen/Gedenkbuch/Biographisches-Gedenkbuch.html>.

⁵⁵ Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24), S.160f.

⁵⁶ Ebenda, S. 163.

⁵⁷ Dieser Vorgang ist dargestellt in: Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 12), S. 50–55 und 131–133; Maximilian Strnad: Flachs für das Reich. Das jüdische Zwangsarbeitslager „Flachröste Lohhof“ bei München. München 2013, S. 117–119; Meyer: Gratwanderung (wie Anm. 6), S. 292–304; Macek: Grube (wie Anm. 22), S. 136f.

⁵⁸ StadtaM, Judaica, Mem. 22, Hugo Holzmann, Woman Courageous, S. XV.

1 Von links nach rechts: Ilse Nußbaum, Margot Schwalb, Dora Schmidt, Olga Nußbaum, Clara Schwalb und Judith Hirsch im Lager Berg am Laim (1942)



hatte noch nicht einmal die Möglichkeit, ihr Lebewohl zu sagen. Mit Ilse Lewin verschwand ein Großteil von Hugo Holzmanns Schulfreunden.⁵⁹ Die Schule wurde kurz darauf geschlossen. Die geltungs-jüdischen Kinder und Jugendlichen des Antonienheims waren dabei, als ihre besten Freunde aus frühester Kindheit abgeholt wurden. Werner Grube schrieb darüber später: „Die Abholung erfolgte abends, da war's ja schon dunkel. Die Kinder saßen im Speisesaal mit ihren Koffern, Decken und warteten. Es hat teilweise schlimme Abschiedsszenen gegeben.“⁶⁰ Auch die Jugendclique in Berg am Laim wurde nach und nach immer kleiner. Zum Teil erreichten die alten Freunde noch Hilferufe: Erwin Weil erhielt von seinem Freund Alfred Adler, mit dem zusammen er bei den jüdischen Anlernwerkstätten eine Ausbildung gemacht hatte, im April 1942 eine Postkarte aus Izbica, in der er um die Zusendung eines Paketes gebeten wurde.⁶¹ Bald darauf war Alfred Adler tot.

Walter Geismar war neunzehn Jahre alt, als seine Jugendliebe, die sechzehnjährige Ilse Nussbaum, Anfang März 1943 die Gestellungsanordnung für die letzte große Deportation aus München erhielt. Für die beiden Teenager, die seit 1941 im Lager Berg am Laim lebten, war es die erste große Liebe.⁶² Er ver-

⁵⁹ Ebenda, S. 123.

⁶⁰ Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24), S. 128.

⁶¹ <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Stadtarchiv/Juedisches-Muenchen/Gedenkbuch/Biographisches-Gedenkbuch.html>.

⁶² StadtaM, Judaica, Mem. 34, Geismar an Heusler, Brief Nr. 15, 22.6.2009.

suchte vergeblich, ein Versteck für Ilse Nussbaum und ihre Mutter Olga zu finden. Aber der Plan, sie in einer Giesinger Schrebergartensiedlung unterzubringen und sie von dort aus nach Schrobenhausen zu nicht-jüdischen Freunden zu schaffen, ließ sich nicht umsetzen. Die Schrebergartensiedlung war durch einen Luftangriff wenige Tage zuvor abgebrannt.⁶³ Am Morgen des 13. März warteten diejenigen, die die Gestellungsanordnungen erhalten hatten, auf den Abtransport, während die übrigen Bewohner des Lagers Berg am Laim sich auf den Weg zur Arbeit machten. Walter Geismar schilderte seinen Abschied von Ilse Nussbaum in Berg am Laim wie folgt: „[...] plötzlich stand Ilse vor mir mit Tränen in den Augen und mir ging es nicht viel besser, [wir] haben uns umarmt und wollten nicht gehen lassen [...]. Ich sagte: ‚Ich geh mit Dir!‘ Aber sie sagte: ‚Bitte tu das nicht, nicht nur, dass Du deine Eltern hier hast, Du kannst uns vielmehr helfen oder etwas senden, wenn Du hier bleibst und wenn ich wieder zurückkomme, bist Du mit deinem grünen Bayernhut am Hautbahnhof, dass ich dich gleich erkenne!‘ Ich versprach es ihr, sie fing an zu weinen und stieß hervor: ‚Wir sehen uns nie wieder!‘“⁶⁴

Insgesamt kamen mit diesem Transport vom 13. März 1943 220 Personen nach Auschwitz. Ilse Nussbaum und ihre Mutter wurden dort ermordet. Von dieser letzten großen Deportation blieben praktisch nur „Geltungsjuden“ und Ehepartner in „Mischehen“ verschont. Im Juni 1943 lebten nur noch 498 Juden in München.⁶⁵ Diesen Menschen war bewusst, dass auch ihre Deportation wohl nur eine Frage der Zeit sein würde, da kleinere Deportationen nach Theresienstadt kontinuierlich weiter gingen und immer mehr bislang von den Deportationen ausgenommene Personenkreise erfasst wurden. Zunehmend waren alleinstehende „Geltungsjuden“ und jüdische Ehepartner betroffen, die den Schutz der „Mischehe“ durch eine Scheidung oder den Tod des Ehepartners verloren hatten. Inzwischen war viel über das Schicksal der Deportierten bekannt und der Massenmord im Osten zu einem „offenen Geheimnis“ geworden.⁶⁶ Aber auch die deutsche Niederlage zeichnete sich

⁶³ StadtaM, Judaica, Mem. 34, Geismar an Heusler, Brief Nr. 16, 25.3.2010.

⁶⁴ Ebenda.

⁶⁵ Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 12), S. 178.

⁶⁶ Frank Bajohr, Dieter Pohl: Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten. München 2006.

nun deutlich ab. In dieser Situation begann 1944 die Zahl derjenigen zuzunehmen, die ihre Gestellungsanordnungen ignorierten. Dies galt insbesondere im Februar 1945, als viele der verbliebenen „Geltungsjuden“ und viele jüdische Ehepartner in „Mischehen“ die Deportationsbescheide erhielten. Zu dieser Zeit kam es in München – sowie in einigen anderen Städten – zu zahlreichen Fluchten.⁶⁷

Die bekannteste Flucht vor den Deportationen in München war die der „geltungsjüdischen“ Geschwisterpaare Rolf und Kurt Kahn sowie Margot und Klara Schwalb, die Zuflucht bei dem nicht-jüdischen Gärtner und Verwalter des jüdischen Friedhofs, Karl Schörghofer, suchten.⁶⁸ Schörghofer versteckte die Geschwister auf dem großen, unüberschaubaren Areal. Das Versteck wurde verraten, Klara Schwalb und Kurt Kahn gefunden und verhaftet. Sie kamen in die Arbeitserziehungslager Berg am Laim und Moosach. Beiden gelang es später, von dort zu fliehen. Die anderen auf dem Friedhof versteckten Juden wurden nicht gefunden und überlebten dort bis Kriegsende.⁶⁹

Karl Schörghofer half auch, die zwölfjährige Herta Neuburger zu verstecken. Das junge Mädchen kam zu Schörghofers erwachsener Tochter in die Nähe von Miesbach, wo sie als Kindermädchen im Haushalt half. Hugo Holzmann verließ München im Januar 1945, um sich auf einem Einödhof in Niederbayern zu verbergen. Spätestens im Februar 1945 standen viele Münchner „Geltungsjuden“ sowie die Ehepartner in Mischehen vor der Entscheidung, unterzutauchen oder die Deportation nach Theresienstadt anzutreten.

Wie viele Personen in München noch im Februar 1945 eine Gestellungsanordnung erhielten, lässt sich nicht sicher sagen. Im Chaos der letzten Kriegsmonate konnten nicht mehr alle Bescheide zugestellt werden. Einigen Personen gelang es, eine Rückstellung zu erreichen, andere waren schwer erkrankt und wurden daher nicht mehr deportiert. Diese letzten beiden De-

⁶⁷ Meyer: Gratwanderung (wie Anm. 6), S. 389.

⁶⁸ Kurt Großmann: Die Unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen. Berlin 1958, S. 94–96.

⁶⁹ Karl Schörghofer und seine Familie wurden von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet. Daniel Fraenkel und Jakob Borut (Hg.): Lexikon der Gerechten unter den Völkern. Deutsche und Österreicher. Göttingen 2005, S. 247f. Benedikt Weyerer: Retter unter Einsatz des eigenen Lebens – Die Familie Schörghofer, in: Macek (Hg.): Ausgegrenzt (wie Anm. 21), S. 393–395.

portationen vom 20. und 21. Februar fanden unter anderen Bedingungen statt als die ersten. Der Verfolgungsapparat war geschwächt, die gefürchtete „Arisierungsstelle“ bereits 1943 aufgelöst worden. Rückstellungen von den Transporten hatte es früher nur in ganz wenigen Einzelfällen gegeben. Die Niederlage vor Augen, fürchteten viele Gestapo-Beamte, bald für ihr Verhalten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Etwas Milde gegenüber den Verfolgten könnte sich in naher Zukunft auszahlen.⁷⁰ Trotzdem wurden mit den letzten beiden Transporten noch 53 Münchner nach Theresienstadt verschleppt, darunter auch Kranke und Frauen mit kleinen Kindern.

Zahlreiche junge „Geltungsjuden“ machten sich zusammen mit dem jüdischen Elternteil auf den Weg: Judith Hirsch ging gemeinsam mit ihrem Vater zum Bahnhof.⁷¹ Clementine Grube wurde mit ihren drei Kindern Werner, Ernst und Ruth deportiert.⁷² Emil Lisberger erhielt keine Gestellungsanordnung, aber seine drei Söhne sollten nun verschleppt werden. Helmut Lisberger war so krank, dass er als transportunfähig galt. Harry Lisberger ignorierte die Anordnung und versteckte sich bei Bekannten in einem Lagerraum.⁷³ Dieter Lisberger trat die Fahrt nach Theresienstadt an.

Werner Grube wurde als fünfzehnjähriger Junge zum Arbeitsdienst in Theresienstadt eingeteilt. Er musste helfen, die Toten zu bestatten: „Wir haben sie [die Toten] mit einem vierrädri-gen Handwagen, für den man eigentlich ein Pferd brauchte, ins Krematorium gefahren. Ein Teil wurde eingäschert, ein anderer Teil aber auch eingegraben, weil das Krematorium die Menge an Toten nicht bewältigt hat. [...] Ich habe mich dann irgendwann vor meiner Arbeit gedrückt, habe sie nicht mehr ausgehalten.“⁷⁴ Kurz nach der Befreiung erkrankte er an Typhus und verbrachte über zwei Monate im Lazarett. Auch wenn die meisten jungen Münchner „Geltungsjuden“ überlebten, waren sie körperlich und seelisch von der Verfolgung schwer gezeichnet. Viele verließen Deutschland bald nach Kriegsende, andere bildeten zusammen mit den jüdischen Ehepartnern in den Mischehen die Basis für die wiedergegründete jüdische Gemeinde. Die Gruppe einte die Verfolgungserfah-

⁷⁰ Meyer: Gratwanderung (wie Anm. 6), S. 389.

⁷¹ Macek: Judith Hirsch (wie Anm. 23), S. 123.

⁷² Macek: Werner Grube (wie Anm. 22), S. 140–142.

⁷³ BLEA, EG 75 804, Sitzungsprotokoll vom 24.1.1955, Blatt 24.

⁷⁴ Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24), S. 140.

rung, nicht jedoch soziale Herkunft, religiöse Identität oder der Umgang mit der Verfolgungserfahrung nach dem Krieg. So finden sich unter den „geltungsjüdischen“ Überlebenden fromme Juden, Atheisten, getaufte Protestanten und Menschen, die sich kulturell dem Judentum zugehörig fühlten, aber nicht religiös waren.

Fazit

Die gruppenspezifischen Verfolgungserfahrungen der jugendlichen „Geltungsjuden“ unterschieden sich wesentlich von denen der „Volljuden“ und der „Mischlinge“ ihres Alters. Die Maßnahmen zur Ausgrenzung der jüdischen Kinder und Jugendlichen wurden zunächst auch auf die „Geltungsjuden“ angewendet. Sie erlebten das Ende ihrer Ausbildung, den Einzug zur Zwangsarbeit und die Ghettoisierung wie ihre „volljüdischen“ Freunde. Der Schutz durch den nicht-jüdischen Eltern teil war brüchig, bis 1943 bestand – gerade für die älteren unter ihnen – eine reale Gefahr der Deportation. Erst danach waren sie – sofern sie mit nicht-jüdischen Angehörigen zusammen lebten – bis Januar 1945 weitgehend geschützt. Gleichzeitig lebten auch „Mischlinge“ in der Angst vor einer „Herabstufung“, vor Denunziation und einer Einbeziehung in die Deportationen. Ab 1942 kursierten Gerüchte über eine geplante Gleichstellung der „Mischlinge“ mit den Juden.⁷⁵ Tatsächlich gab es zu dieser Zeit Pläne für einen Zwangsarbeitseinsatz dieser Personengruppe, die dann ab Frühjahr 1944 stufenweise verwirklicht wurden. Den „Mischlingen“ drohte nun die Deportation in ein Zwangsarbeitslager der Organisation Todt (OT).⁷⁶ Auch aus München wurden ab Herbst 1944 „Mischlinge“ in die Lager der OT, vor allem nach Thüringen, verschleppt.⁷⁷ Viele „Mischlinge“ und „Geltungsjuden“ erlebten das Ende des Krieges in Lagern unter unmenschlichen Bedingungen und mussten dort Schwerstarbeit leisten. Sowohl „Mischlinge“ als auch „Geltungsjuden“ waren vor der drohen-

⁷⁵ Gruner: Arbeitseinsatz (wie Anm. 35), S. 305.

⁷⁶ Siehe Meyer: „Mischlinge“ (wie Anm. 2), S. 237–247.

⁷⁷ StadtaM, *Judaica Varia* 46, Walter Nabholz, *Meine Gestapo Haft im Zwangsarbeitslager Tiefenort a. d. Werra 19.10.1944 bis Ostern 1945*. Inwieweit eine systematische Erfassung von „Mischlingen“ in München stattfand, wäre noch zu untersuchen. In einigen Städten wurden auch „Geltungsjuden“ für die Bauarbeiten der OT eingezogen. Raggam-Blesch: „Mischlinge“ (wie Anm. 2), S. 96.

den Verschleppung untergetaucht.⁷⁸ Damit konvergierten in der Kriegsendphase die Verfolgungserfahrungen von „Geltungsjuden“ und „Mischlingen“.

In den Münchner Nachkriegsprozessen trugen die Aussagen der überlebenden „Geltungsjuden“ maßgeblich dazu bei, dass der berüchtigte Leiter der Arisierungsstelle, Hans Wegner, zu einer Haftstrafe verurteilt werden konnte.⁷⁹ Ihre Darstellungen prägten wesentlich das Bild des Ablaufs der Ghettoisierung und der Deportationen aus München. In den letzten zwanzig Jahren, in denen auch das Schicksal der Münchner Juden verstärkt in das Zentrum der historischen Forschung und des öffentlichen Interesses rückte, wurden diejenigen, die die Verfolgung als junge „Geltungsjuden“ erlebten, zu wichtigen Zeitzeugen. So konnten mehrere Einzelschicksale erzählt und ermordeter Freunde gedacht werden.⁸⁰ Auf diese Art und Weise haben sich auch einige von ihnen wiedergefunden, die sich längst aus den Augen verloren hatten.⁸¹

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Münchner Stadt-
archiv, Judaica 22/OR
Erwin Weil

⁷⁸ Interview mit Richard Marx, 14. Februar 2014. Er war seit Herbst 1944 auf der Flucht.

⁷⁹ STAM, Stanw. 17.856, Urteil 11.7.1950, Blatt 332.

⁸⁰ Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24). Macek: Ausgegrenzt (wie Anm. 21). Ernst Grube: Hier wohnte ich. In: Wolfram Kastner (Hg.): Hier wohnte... Projekt zur Erinnerung an jüdische Nachbarn in Neuhausen, München 2013, S. 92–96.

⁸¹ Ruch: Tagebuch (wie Anm. 24).

Maximilian Strnad

Die Deportationen aus München

Unter den vielen Ereignissen, die sich inzwischen als Sinnbilder für die Schoa in unserem Gedächtnis festgeschrieben haben, nehmen die im Oktober 1941¹ begonnenen Deportationen einen Sonderstatus ein. Sie bedeuteten den Auftakt zur systematischen Ermordung der deutschen Juden. Die Deportation, das „auf Transport gehen“, spielt in jeder Erzählung über die Schoa eine zentrale Rolle, gleichgültig ob sie aus der Feder von Historikern oder von Überlebenden stammt. Es ist daher umso erstaunlicher, dass gerade die Deportationen aus dem Deutschen Reich nach wie vor einen relativ schlecht erforschten Bereich der Holocaustforschung darstellen. Zwar liegen zwischenzeitlich sowohl Studien vor, die einen Gesamtüberblick über die „Judendeportationen“² bieten, als auch Regionalstudien, die sich mit der lokalen Deportationsgeschichte befassen³; auch gibt es couragierte Online-Projekte, die sich zum Ziel gesetzt haben, die einzelnen Transporte umfassend zu dokumentieren⁴; darüber hinaus wurden auch die zentralen Verfolgungs-

¹ Bereits zuvor hatte es diverse Einzelaktionen gegeben, bei denen in verschiedenen Regionen Juden abgeschoben worden waren. Die systematischen Deportationen aus dem Deutschen Reich begannen allerdings erst im Herbst 1941. Vgl. Maximilian Strnad: Zwischenstation „Judensiedlung“. Verfolgung und Deportation der jüdischen Münchner 1941–1945. München 2011, S. 105f.

² Alfred Gottwaldt, Diana Schulle: Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2005.

³ Exemplarisch: Akim Jah: Die Deportation der Juden aus Berlin. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik und das Sammellager Große Hamburger Straße. Berlin 2013. Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 1).

⁴ *Transport to Extinction. Shoah Deportation Database* (<http://db.yadvashem.org/deportation/page.html?language=en>) beschränkt sich jedoch auf generelle Angaben zu den Transporten, wie Abgangsort und Datum, Zahl der Deportierten und das Ziel. *Statistik und Deportation* der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich (<http://www.statistik-des-holocaust.de/>) druckt neben den statistischen Angaben auch die existierenden Deportationslisten ab, bietet jedoch keine Digitalisierung der Datensätze. Somit sind Sortier- oder Suchfunktionen und damit auch nähere Angaben zur Struktur der Transporte ausgeschlossen (diese und sämtliche Links in vorliegendem Beitrag zuletzt aufgerufen am 1.6.2014).

organe eingehend untersucht.⁵ Und schließlich nehmen Forscherinnen und Forscher in jüngster Zeit verstärkt die Rolle der jüdischen Organisationen in den Fokus.⁶ Doch gibt es noch immer kaum Arbeiten, die sich der Sozialgeschichte der Deportationen angenommen haben. So ist bislang nur aus einigen wenigen Städten mehr über die Zusammensetzung der einzelnen Transporte bekannt. Auch über das Leben, Leiden und Sterben der deutschen Juden in den Zielgebieten ist wenig bekannt. Überregionale Arbeiten, die auf empirischer Basis vergleichend untersuchen, fehlen gänzlich⁷ – und das nicht ohne Grund. Es gibt kaum überliefertes Quellenmaterial der regionalen Verfolgungsorganisationen, da insbesondere die Gestapoleitstellen ihre Akten kurz vor Kriegsende vernichteten und auch die Überlieferung der einzelnen jüdischen Kultusgemeinden sowie der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland große Lücken aufweist. Insbesondere fehlen intakte Quellenbestände, aus denen sich empirische Erkenntnisse zu den einzelnen Betroffenen und deren Familien gewinnen ließen, etwa die Akten der Fürsorgestellen oder der Auswanderungsabteilungen. Die Rekonstruktion der Deportationen in ihren regionalen Kontexten muss folglich in mühsamer Kleinarbeit aus den unterschiedlichsten Quellenbeständen erfolgen und sprengt damit in der Regel das Maß an leistbarem Forschungsaufwand.

In München ist die Situation für Forscherinnen und Forscher besser als in vielen anderen Städten. Im Stadtarchiv München werden seit den 1980er Jahren akribisch Informationen zu den während der NS-Zeit verfolgten Münchner Juden gesammelt. Zwischenzeitlich ist daraus eine Datenbank entstanden, in der mehr als 14.000 Personen verzeichnet sind, die zwischen 1933 und 1945 in München lebten und als Juden verfolgt wurden. Die zu jeder Person gespeicherten Informationen sind je nach Quellengrundlage sehr umfangreich. Herkunft, Familie,

⁵ Exemplarisch Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 2002. Peter Longrich: *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung*. München 1998.

⁶ Beate Meyer: *Tödliche Gratwanderung. Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zwischen Hoffnung, Zwang, Selbstbehauptung und Verstrickung (1939–1945)*. Göttingen 2011. Für Österreich schon früher: Doron Rabinovici: *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938–1945. Der Weg zum Judenrat*. Frankfurt amMain 2000.

⁷ Eine erste, bereits ältere Bestandsaufnahme: Birthe Kundrus, Beate Meyer (Hg.): *Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945*. Göttingen 2004.

Ausbildung, Beruf und das Schicksal lassen sich so nachvollziehen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Erinnerungsprojekten werden hier nicht nur Daten zu den ermordeten Personen gespeichert⁸, sondern auch zu denjenigen, die die Schoa überlebten.⁹ Allerdings ist die Datenbank nicht frei zugänglich. Wer Informationen aus ihr erhalten möchte, muss sich an das Stadtarchiv wenden. Auf Basis der Datenbank wurde unterdessen ein zweibändiges Totengedenkbuch erstellt, das inzwischen auch online verfügbar ist.¹⁰ Bislang waren in der Datenbank des Stadtarchivs die Informationen zu den Deportationen jedoch nicht in einer Art aufbereitet, die einen systematischen Zugriff auf die Münchner Transporte und die mit ihnen deportierten Personen ermöglicht hätten.

Am NS-Dokumentationszentrum München, das 2015 seine Pforten öffnen wird, entsteht derzeit eine Datenbank, die Zugriff auf Informationen zu verschiedenen Personengruppen bieten wird, die in der NS-Zeit verfolgt wurden. Sie vereint bereits bestehende Datensammlungen, wie etwa zu den verfolgten Sozialdemokraten,¹¹ und hauseigene Recherchen, beispielsweise zu den Sinti und Roma. Auch die Münchner Juden werden auf Basis der Informationen aus der Datenbank des Stadtarchivs integriert. Neu ist, dass in dieser Datenbank die von 1941 bis 1945 über München deportierten Juden als eigene Gruppe sichtbar gemacht werden.¹² Durch die Zusammenführung der Rechercheergebnisse erhält die Forschung nun erstmalig die Möglichkeit, die Gruppe der deportierten Juden systematisch zu untersuchen.

⁸ Vgl. etwa das Gedenkbuch der Karlsruher Juden: <http://gedenkbuch.informedia.de/> oder das Projekt *Biografische Spurensuche* der Stolpersteine Hamburg: <http://www.stolpersteine-hamburg.de/>

⁹ Um die Persönlichkeitsrechte dieser zum Teil noch lebenden Personen und ihrer Nachkommen zu schützen, ist die Datenbank nicht öffentlich zugänglich. Die Angaben basieren auf den Einwohnermeldedaten und werden aus zahlreichen anderen Quellen ergänzt.

¹⁰ Stadtarchiv München (Hg.): *Biografisches Gedenkbuch der Münchner Juden 1933–1945*. München 2003 und 2007. Online-Namensrecherche: <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Stadtarchiv/Juedisches-Muenchen/Gedenkbuch.html>

¹¹ Ingelore Pilwousek (Hg.): *Verfolgung und Widerstand. Das Schicksal Münchner Sozialdemokraten in der NS-Zeit*. München 2012.

¹² Grundlage dieser Arbeit ist eine vom Verfasser 2010 erstellte Gesamtliste aller aus München deportierten Juden, die sich aus den Informationen aus sämtlichen einzelnen Deportationslisten und weiteren Quellen zusammensetzt.

Verlorenes Wissen

Die Forschungen zur Verfolgung der Juden in München liefern seit Jahren immer genauere Angaben zu den Deportationen.¹³ Bereits unmittelbar nach dem Krieg hatten Verfolgtenorganisationen wie das Bayerische Hilfswerk¹⁴ und die Israelitische Kultusgemeinde detaillierte Aufstellungen erstellt, nicht zuletzt, um den Überlebenden Aufschluss über das Schicksal ihrer Angehörigen und Freunde zu geben. Sie unterstützten dabei auch die Staatsanwaltschaft¹⁵, die sich im Zuge ihrer Ermittlungen gegen ehemalige Münchner Gestapobeamte Anfang der 1950er Jahre eingehend mit der Frage befasste, wie viele Juden ab München deportiert worden waren. Edmund Jonas, der im Februar 1945 selbst nach Theresienstadt deportiert worden war und nach 1945 Vorstandsmitglied der IKG München wurde, gab die Zahl der Münchner Deportierten im Zuge dieser Vorermittlungen mit 2.330 bis 2.530 an.¹⁶ Seine Aufstellung weicht nur geringfügig vom heutigen Stand der Forschung ab, denn die IKG konnte sich bei ihren Ermittlungen auf die Deportationslisten und Karteien stützen, die den Krieg im Besitz des Münchner Vertrauensmannes der Reichsvereinigung, Theodor Koronczyk, überstanden hatten.¹⁷ Peter Hanke, der 1967 als

¹³ Zu den Deportationen werden hier nicht die Verschleppung und Ermordung jüdischer Insassen der Heil- und Pflegeanstalt Haar vom 20.9.1940 sowie die Transporte von „Mischlingen“ und „Mischehepartnern“ im Rahmen der „Aktion Mitte“ im Herbst 1944 in Arbeitslager der „Organisation Todt“ gerechnet.

¹⁴ Eine Aufstellung des Hilfswerks vom 17.5.1951 listet z.B. für das Ziel Theresienstadt 35 Transporte mit 3.096 Deportierten auf, darunter jedoch fälschlicherweise etliche, die nicht von München aus abfahren. Stadtarchiv München (im Folgenden StAM): Stanw 29499, Bl. 336.

¹⁵ StAM. StanW 29499/1–7.

¹⁶ Schreiben von Edward Jonas an das Landgericht München I vom 16.5.1951. In: StAM. Stanw 29499–3, Bl. 362.

¹⁷ „Ich habe noch die Karteilisten bei mir zu Hause.“ Vernehmung von Theodor Koronczyk am 29.4.1947. In: StAM. Spka K 929 Theodor Koronczyk. Bereits 1945 waren die Listen durch den Staatskommissar für die Betreuung der Juden in Bayern, Hermann Aumer, kopiert und der IKG zur Verfügung gestellt worden. Schreiben Aumer an IKG München vom 17.12.1945. In: BayHstA. 455–45. In den Beständen des ITS befindet sich eine Liste (Buchstaben G-M), bei der es sich um eine der von Koronczyk geführten „Karteilisten“ handelt. Die deportierten Personen wurden gestrichen, das Deportationsdatum vermerkt. Im Begleitschreiben wird die Liste fälschlicherweise der Gestapo zugeschrieben (ITS. 1.2.1.1. Ordner 10. 11194613–11194614); zur Provenienz vgl. die Aussage von Theodor Koronczyk: „Ich besaß eine Liste mit dem Verzeichnis sämtlicher Münchner Juden, die laut Gestapokartei aufgestellt wurde. Mir wurden die Namen [der zu Deportierenden] durch den Gestapobearbeiter angegeben und ich

erster Historiker eine Studie über die Verfolgung und Deportation der Münchner Juden verfasste, konnte diese Materialien noch einsehen. Er schätzte die Gesamtzahl der ab München deportierten Juden auf „ungefähr 3.500 bis 4.000 Menschen“, wobei er annahm, dass zwei Drittel bis drei Viertel von ihnen, also „2.500 bis 3.000 Münchener Juden“ waren.¹⁸ Später gingen die Listen verloren. Vermutlich wurden sie zusammen mit dem gesamten Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde ein Opfer der Flammen, als am 13. Februar 1970 bei einem Brandanschlag auf das jüdische Altenheim in der Reichenbachstraße 27 sieben Bewohner getötet wurden, allesamt Überlebende der Schoa. 1972 wurde erstmals eine detaillierte Aufstellung der Münchner Deportationen publiziert. Baruch Ophir und Falk Wiesemann gaben darin an, dass in 42 Transporten 3.444 Juden, davon 2.991 aus München und 453 Juden aus anderen Städten ab München deportiert worden seien.¹⁹ In den folgenden drei Jahrzehnten wurden diese Angaben vielfach zitiert. Erst im Jahr 2000 legte das Stadtarchiv München neue Forschungen vor. Demzufolge waren in 44 Transporten aus München 3.666 Juden deportiert worden.²⁰ Dabei konnte die Forschung stets nur für einen Teil der Transporte auf Deportationslisten zurückgreifen.²¹

Erst als im Staatsarchiv München die restlichen bislang verloren geglaubten Deportationslisten gefunden wurden, ergab sich ein detaillierteres Bild.²² Für München konnten nun 39 Einzeltransporte identifiziert werden, mit denen 3.400 Juden, 2.103 von ihnen Frauen, über München deportiert worden

strich diese Namen auf dieser Liste aus und machte dazu einen entsprechenden Vermerk.“ Vernehmungsbericht vom 14.8.1949. In: SpkA 558 Gerhard Grimm (1.12.1910); vgl. Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 1), S. 18.

¹⁸ Peter Hanke: Zur Geschichte der Juden in München zwischen 1933 und 1945. München 1967, S. 295.

¹⁹ Baruch Z. Ophir, Falk Wiesemann: Die jüdischen Gemeinden in Bayern 1918–1945. Geschichte und Zerstörung. München, Wien 1979, S. 60. Die Erstauflage erschien 1972 in Jerusalem in hebräischer Sprache unter dem Titel *Pinkas ha-kehillot*.

²⁰ StAM (Hg.): „...verzogen, unbekannt wohin“. Die erste Deportation Münchner Juden im November 1941. München, Zürich 2000, S. 14. Die Aufstellung bezieht sowohl die zu diesem Zeitpunkt bekannten Deportationslisten und Aufstellungen aus dem Theresienstädter Gedenkbuch (Berlin 2000) ein als auch die in der Datenbank zusammengeführten Erkenntnisse.

²¹ In den Beständen des Instituts für Zeitgeschichte und in Yad Vashem fanden sich die Listen der ersten beiden Massendeportationen nach Piaski und Theresienstadt, im ITS und im Bundesarchiv lagen Listen der letzten beiden Deportationen vom Februar 1945 nach Theresienstadt.

²² Die Deportationslisten wurden in Beständen der Finanzverwaltungen gefunden, die erst kürzlich an die Archive abgegeben worden waren.

waren. 2.576 Personen, davon 1.635 Frauen, kamen aus München. Aufgrund der auf diesen Listen vermerkten Informationen zum Geburtsdatum, Geschlecht und dem letzten Wohnort waren nun erstmalig auch weiterführende Aussagen über die Zusammensetzung der jeweiligen Transporte und die Ghettoisierung der Münchner Juden möglich.²³



Im Rahmen des eingangs erwähnten Projektes des NS-Dokumentationszentrums wurden diese letzten Forschungsergebnisse noch einmal überprüft und ergänzt.²⁴ Aus München sind demzufolge zwischen 1941 und 1945 36 einzelne Transporte nachgewiesen, mit denen insgesamt 3.450 Juden in osteuropäische Ghettos und Lager verschleppt wurden, die Mehrzahl (2.175 Personen) war weiblich. Bei 2.559 von ihnen handelte es sich um Personen, die zuletzt in München gewohnt hatten (vgl. Tabelle 1 „Gesamt“). 891 lebten zum Zeitpunkt ihrer Deportation in anderen Städten, wurden jedoch über München deportiert (vgl. Tabelle 2 „Herkunftsorte“).

Mit der ersten Deportation am 20. November 1941 wurden 998 Personen nach Kaunas deportiert, wo sie nur wenige Tage nach ihrer Ankunft erschossen wurden. Am 4. April 1942 wurden 774 Personen nach Piaski südwestlich von Lublin abgeschoben. Dort wurden sie auf mehrere Ghettos verteilt und schließlich in den Vernichtungslagern der sogenannten Aktion Reinhard ermordet. Eine für Februar angesetzte Deportation war zuvor verschoben worden.²⁵ Im Rahmen dieser ersten beiden Massentransporte wurden vor allem jüngere Menschen und ganze Familien deportiert. Als Sammelstelle diente das Barackenlager für Juden in Milbertshofen.

1 Die erste Münchner
Deportation nach
Kaunas am
20. November 1941

²³ Vgl. Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 1), insb. S. 105–149, 182.

²⁴ Im Historischen Archiv der Commerzbank wurden z.B. weitere Deportationslisten gefunden. HAC-500/3774–2000 (vgl. www.statistik-des-holocaust.de).

²⁵ Maximilian Strnad: Flachs für das Reich. Das jüdische Zwangsarbeitslager „Flachsroste Lohhof“ bei München. München 2013, S. 115.

Im Sommer 1942 wurden in 24 Einzeltransporten 1.195 überwiegend ältere Menschen nach Theresienstadt verschickt. Bis zum Februar 1945 sollten 7 kleinere Transporte mit 146 Personen folgen.

Am 13. Juli 1942 wurden 50 Juden mit dem sogenannten Straftransport in Richtung „Osten“ abgeschoben. Ziel war vermutlich Auschwitz. Einige Personen wurden direkt aus den Münchner Gefängnissen zum Zug gebracht. Der frühere Syndikus der Israelitischen Kultusgemeinde, Julius Hechinger, der bei den Behörden in Ungnade gefallen war, wurde ebenso verschleppt wie einige unliebsame Zwangsarbeiterinnen aus der Flachsroste Lohhof im Norden Münchens.²⁶

Am 13. März 1943 wurden 219 Juden nach Auschwitz deportiert; der Großteil überstand die Selektion an der berühmten Rampe nicht und wurde gleich nach der Ankunft in den Gaskammern ermordet. Ein weiterer kleiner Transport ging am 18. Mai 1943 von München nach Auschwitz. In ihm befanden sich neben 8 Personen, die zum Teil in München in Haft waren, wahrscheinlich auch 60 jüdische Polinnen, die im Frühjahr 1941 aus dem Ghetto Litzmannstadt zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich verschleppt worden waren. Ab Dezember 1941 waren sie zusammen mit Münchner Jüdinnen bei der erwähnten Flachsroste Lohhof und ab Herbst 1942 bis zu ihrer Deportation bei der Christian Dierig AG in Augsburg eingesetzt gewesen.²⁷

Die Umstände und Hintergründe dieser Deportationen sind bereits mehrfach untersucht worden. Weniger ist bislang jedoch über die beiden letzten Transporte vom Februar 1945 bekannt. Im Folgenden soll anhand dieser landläufig als „Aktion gegen die Mischehen“ bezeichneten Deportationswelle dargelegt werden, welche Bedeutung eine Kombination aus der statistischen Auswertung der Deportationslisten und der Information zum sozialen Hintergrund der Betroffenen für die Forschung haben kann.²⁸

²⁶ Vgl. Strnad: Flachs (wie Anm. 24), S. 115–119.

²⁷ Strnad: Flachs (wie Anm. 24), S. 103–114.

²⁸ Grundlegend Strnad: Zwischenstation (wie Anm. 1), S. 145–148. Sämtliche in der Folge nicht belegten Informationen zu Statistiken und individuellen Schicksalen entstammen der Datenbank des Stadtarchivs München.

Die Aktion gegen die Mischehen und „Geltungsjuden“ im Februar 1945

Im Januar 1945 holte das NS-Regime zum letzten Schlag gegen die deutschen Juden aus. Bislang waren Juden, die in sogenannten Mischehe lebten, von den Deportationen ausgenommen worden. Dabei handelte es sich um Ehen, in denen ein Partner der Definition der Nationalsozialisten nach „arisch“ oder „blutsverwandt“, der andere „jüdisch“ war. Die Mischehen waren bis zu diesem Zeitpunkt verschont worden, da das NS-Regime den Frieden an der „Heimatfront“ unter allen Umständen bewahren wollte. Die Machthaber fürchteten, dass eine Deportation der in Mischehe lebenden Juden erhebliche Unruhe unter ihren nichtjüdischen Verwandten nach sich ziehen könnte, insbesondere, wenn Kinder vorhanden waren. Nachdem das Reichssicherheitshauptamt in Berlin bereits im Laufe des Jahres 1944 auch jene Juden systematisch für die Deportationen erfasst hatte, deren Ehe mit einem nichtjüdischen Partner geschieden worden oder deren nichtjüdischer Gatte verstorben war²⁹, änderte es die Deportationsrichtlinien am 19. Januar 1945 dahingehend, dass nun sämtliche noch im Deutschen Reich lebenden Juden und „Geltungsjuden“ nach Theresienstadt zu deportieren seien.³⁰

Diese letzte Transportwelle ist von der Forschung bislang kaum untersucht worden.³¹ Das erscheint umso erstaunlicher, als es neben den wenigen Überlebenden der in die Konzentrationslager deportierten und im Versteck überlebenden Juden vor allem die Mischehepartner, „Geltungsjuden“ und „Mischlinge“ waren, die in den Nachkriegsverfahren als Zeugen in

²⁹ In etlichen Städten, so auch in München, wurden schon vorher Juden aus nicht mehr bestehenden, aber auch aus bestehenden Mischehen deportiert. Vgl. exemplarisch Monica Kingreen: „Aktion zur Liquidierung der Mischehen“ im Bereich Frankfurt und Darmstadt ab 1943. In: Heinz Däume et. al. (Hg.): *Getauft, ausgestoßen – und vergessen? Zum Umgang der evangelischen Kirche in Hessen mit den Christen jüdischer Herkunft im Nationalsozialismus*. Hanau 2013, S. 120–130.

³⁰ Gottwaldt, Schulle: *Judendeportationen* (wie Anm. 2), S. 366. Zu den Geltungsjuden vgl. den Beitrag von Susanna Schrafstetter in diesem Band.

³¹ Zwar werden die jeweiligen Transporte in aller Regel in den verschiedenen Regionalstudien genannt, die Angaben beschränken sich jedoch meist auf wenige Sätze. Etwas ausführlicher bei: Uta Schäfer-Richter: *Im Niemandsland. Christen jüdischer Herkunft im Nationalsozialismus – Das Beispiel der hannoverschen Landeskirche*, Göttingen 2009, S. 234–245. Eine überregionale Untersuchung fehlt gänzlich. Nur spärlich auch bei: Gottwaldt, Schulle: *Judendeportationen* (wie Anm. 2), S. 365–368.

den Entnazifizierungsverfahren und Prozessen gegen die NS-Täter aussagten. Ihre Überlebenschancen waren deutlich höher gewesen. Sie waren entweder in ihren Heimatstädten befreit worden oder hatten die relativ kurze Haft in Theresienstadt überlebt, auch weil in der Endkriegsphase von dort die gefürchteten „Osttransporte“ in die Vernichtungslager nicht mehr angefahren werden konnten, die noch kurz zuvor Unzähligen das Leben gekostet hatten. Auschwitz war bereits Ende Januar 1945 durch die Rote Armee befreit worden. In den Nachkriegsuntersuchungen und Zeitzeugeninterviews geben daher zahlreiche Aussagen detailliert über die Umstände der Deportationen im Februar 1945 und das Überleben in Theresienstadt Auskunft.³²

Von München aus wurden am 20. Februar 29 Personen aus Augsburg sowie 23 aus München deportiert. Am 21. Februar folgte ein weiterer Transport mit 31 Personen aus München.³³ Bereits Anfang Februar hatten die Betroffenen ihre „Gestellungsanordnung“ erhalten, wie die Deportationsbescheide im NS-Jargon bezeichnet wurden. Darin stand, dass die Betroffenen sich am Tage ihrer als „Arbeitseinsatz“ deklarierten Deportation um 13 Uhr bei der Gestapo im Wittelsbacher Palais einzufinden hätten. „Mitzubringen sind: Sämtliche Lebensmittelkarten und Verpflegung, ausreichend für 3 Tage, möglichst feste warme Arbeitskleidung, festes Schuhwerk sowie 1 bis 2 Wolldecken.“³⁴ Für die Abwicklung war der Gestapo-beamte Gerhard Grimm verantwortlich. Nicht alle Einbestellten erschienen freiwillig. So wurde beispielsweise die Familie Grube, bestehend aus der Mutter Clementine und den drei Kindern Werner, Ernst und Ruth, gewaltsam dazu gezwungen, nachdem die Mutter vergeblich versucht hatte, für sich und

³² Für München vgl. die zahlreichen Interviews mit und Veröffentlichungen über Ernst und Werner Grube. Exemplarisch Ilse Macek: Werner Grube. In: Ilse Macek (Hg.): *ausgrenzt – entrechtet – deportiert. Schwabing und Schwabinger Schicksale 1933 bis 1945*. München 2008, S. 128–144.

³³ Etliche dieser Personen kamen aus dem erweiterten Umland, wie beispielsweise Anna Stark, die in Icking wohnte, und Mosei (Michael) Direktor aus Schrobenhausen. Vgl. „Dramatische Verhältnisse“. In: *Schrobenhausener Zeitung* vom 9./10.11.2013. Auch viele der aus Augsburg Deportierten kamen aus anderen Orten Bayerisch Schwabens und hatten teilweise erst kurz vorher – etwa zur Zwangsarbeit – ihren Wohnsitz nach Augsburg verlegen müssen. Vgl. Dominique Hipp: *Judenhäuser und Deportationen aus Augsburg*, unv. Diplomarbeit, Universität Augsburg, S. 74.

³⁴ Gestellungsanordnung von Ida Riedel vom 2.2.1945. In: *StAM: Stanw 29499–2*, Bl. 241.

die Kinder mit Hilfe eines ärztlichen Attestes eine Rückstellung zu erwirken. Etliche der Betroffenen hatten in der Eile keine Sachen mehr packen können. Clementine Grube trug noch ihre Hausschuhe und hatte lediglich einen Mantel über das Nachthemd ziehen können, da ihr bei der Abholung keine Zeit mehr zum Ankleiden gelassen worden war.

Zunächst mussten die Betroffenen drei bis vier Stunden in der Kälte im Hof und in den Kellerräumen des halbzerstörten Gebäudes verbringen. Am 20. Februar wurden anscheinend auch die aus Augsburg kommenden Personen zu der Gruppe gebracht. Einige der Münchner Deportierten kamen direkt aus dem Gefängnis. Unter ihnen war der Rechtsanwalt Ernst Seidenberger, der nachfolgend noch Erwähnung finden wird. Auch aus den Münchner Arbeitserziehungslagern wurden einzelne Personen vorgeführt. Edith Schüle in war 1943 vor ihrer drohenden Deportation untergetaucht. Sie war die einzige Person des Transportes, die weder in Mischehe lebte noch „Geltungsjude“ war. Nachdem sie im Januar 1945 denunziert worden war – sie hatte sich unter dem Namen ihres ersten nichtjüdischen Ehemannes in einer Münchner Klinik versteckt –, war sie in das Arbeitserziehungslager für Frauen in Berg am Laim eingewiesen worden.³⁵

Das Gepäck der Deportierten wurde nach Aussage von Beteiligten erst nach der Ankunft in Theresienstadt durchsucht. Sie mussten jedoch ihre Lebensmittelkarten und Hausschlüssel abgeben. Die darin befindlichen Gegenstände wurden später zu Gunsten des Deutschen Reiches öffentlich versteigert.³⁶ Bei Einbruch der Dunkelheit und in starkem Schneegestöber wurde die Gruppe schließlich in Viererreihen zu Fuß zum Starnberger Bahnhof gebracht, der noch heute ein Teil des Münchner Hauptbahnhofes ist. Dort mussten sie einen Eisenbahnwaggon besteigen, auf dem ein Schild mit der Aufschrift „Gefangenen-transport“ angebracht war. Mehrere Beamte begleiteten den Transport auf seiner zweitägigen Reise nach Theresienstadt. Der Zug hielt mehrmals. Während des zweiten Transportes erlaubte der begleitende Beamte Eduard Fahlbusch den Deportierten sogar eine Mahlzeit in einer Bahnhofsgaststätte einnehmen. Er nahm auch Briefe mit nicht abgegebenen Lebensmittelkar-

³⁵ Für wertvolle Hinweise danke ich Susanna Schrafstetter sowie Brigitte Schmidt vom Stadtarchiv München.

³⁶ So etwa bei Anna Stark. Vgl. StAM: OFD 9516.

ten und Postkarten mit Lebenszeichen entgegen, die er nach seiner Rückkehr an die Hinterbliebenen schickte.³⁷

In beiden Städten wurden mehr Männer als Frauen deportiert: In Augsburg waren 20 und in München 29 Personen der insgesamt 83 Deportierten Männer. Das Durchschnittsalter lag bei 50 Jahren, wobei das der Männer mit 52 geringfügig höher als das der Frauen (46) war und dasjenige der Augsburger mit 53 etwas über dem der Münchner (48) lag.

Der überdurchschnittlich hohe Männeranteil³⁸ lässt zunächst vermuten, dass im Februar 1945 verstärkt jene Juden deportiert wurden, deren Mischehe „nichtprivilegiert“ war. Der Schluss liegt nahe, da diese Personen unter besonderem Druck der Verfolgungsbehörden standen. Die Nationalsozialisten hatten Ende 1938 eine perfide Differenzierung eingeführt. Eine Mischehe galt dann als „privilegiert“, wenn der Mann der nicht-jüdische Teil war. War der Mann Jude, galt die Mischehe nur dann als „privilegiert“, wenn aus der Ehe Kinder hervorgegangen waren, die nicht jüdisch erzogen wurden.³⁹ „Privilegierte“ Mischehen waren in einigen wichtigen Punkten besser gestellt. Sämtliche Familienmitglieder waren vom Tragen des 1941 eingeführten „Judensterns“ befreit. Sie erhielten höhere und höherwertige Zuteilungen bei Essens- und Kleidermarken. In der Regel konnten sie auch in ihren Wohnungen bleiben, während

³⁷ Vernehmungen Ida Riedel vom 11.10., Alfred Balbier und Richard Berg vom 23.10., Clementine Grube vom 25.10., Eduard Meyer vom 26.10.1950. Bei den Beamten handelte es sich vermutlich um Mitglieder des SD. Vgl. Vernehmung Heinrich Emmerich vom 6.10.1950. Sämtlich in: StAM: Stanw 29499-2, Bl. 219-242; Schreiben Josef Schwed vom 19.5.1951. In: StAM: Stanw 29499-3, Bl. 341. Es werden hier die Daten aus den Deportationslisten verwendet. Die Angaben der Betroffenen sind widersprüchlich, häufig werden der 21. bzw. der 22. Februar als Abgangsdatum genannt. Anscheinend überformte der wiederholte Austausch unter den Betroffenen die Erinnerung der Einzelnen. So findet sich beispielsweise das Narrativ des „guten Samariters“ Fahlbusch in den Schilderungen von Betroffenen beider Transporte wieder.

³⁸ 1941 waren überproportional viele ältere Frauen in Deutschland zurückgeblieben. Jungen Menschen und vor allem Männern fiel es erheblich leichter, zu emigrieren. Bereits vor 1933 waren mehr jüdische Frauen als jüdische Männer eine Mischehe eingegangen, die höhere Scheidungsquote bei „nichtprivilegierten“ Mischehen hatte das Verhältnis weiter verschärft. Vgl. Kerstin Meiring: Die Christlich-Jüdische Mischehe in Deutschland 1840-1933. Hamburg 1989. Auch in anderen Regionen wurden deutlich mehr Männer als Frauen deportiert. Vgl. Schäfer-Richter: Niemandsland (wie Anm. 31), S. 237.

³⁹ Vgl. Beate Meyer: Mischehen. In: Wolfgang Benz (Hg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Berlin, New York 2010, S. 206-208.

„nichtprivilegierte“ Mischehen häufig in Judenhäusern oder Sammelunterkünften ghettoisiert wurden. Den meisten Restriktionen unterlagen jedoch auch sie. So verloren beispielsweise auch die nichtjüdischen Männer aus „privilegierten“ Mischehen als sogenannte „jüdisch Versippte“ ihre Anstellung im öffentlichen Dienst und häufig auch bei privaten Arbeitgebern. Stattdessen mussten sie niedere und schlecht bezahlte Tätigkeiten ausüben, um ihre Familien versorgen zu können. Das NS-Regime verfolgte damit zwei Ziele. Zum einen sollte die Privilegierung dazu beitragen, die nichtjüdischen Familienangehörigen zu beruhigen. Ziel war jedoch auch, durch die Schlechterstellung vor allem nichtjüdische Frauen dazu zu bewegen, sich von ihren jüdischen Männern scheiden zu lassen.⁴⁰

Bei eingehender Untersuchung erweist sich die Annahme, dass die Mehrzahl der Deportierten in „nichtprivilegierter“ Mischehe lebte, jedoch als falsch. Betrachtet man die Zusammensetzung der Münchner Deportierten vom Februar 1945 anhand der zum Verfolgungsstatus in der Datenbank enthaltenden Angaben näher, wird ersichtlich, dass mehr als zwei Drittel der Betroffenen (34) in einer bestehenden Mischehe lebten. Der Großteil von ihnen galt jedoch als „privilegiert“ (23). Frauen und Männer hielten sich die Waage. Nur elf waren „nichtprivilegiert“.

Bei weiteren sieben Deportierten bestand die Mischehe nicht mehr: Bei vier Frauen und einem Mann war der nichtjüdische Partner verstorben; je ein Mann und eine Frau hatten durch die Scheidung den Schutz der Mischehe verloren.

Zwölf der 54 Deportierten, darunter sieben Frauen, waren „Geltungsjuden“, größtenteils im Alter von zwölf bis 33 Jahren. Die Hälfte wurde zusammen mit ihrem jüdischen Eltern teil deportiert.

Die Deportationen vom Februar 1945

Die Deportationen vom Februar 1945 unterschieden sich in mehreren Aspekten deutlich von den vorangegangenen. Das zeigt sich schon daran, dass bis auf eine Person sämtliche aus München Verschleppte die Haft in Theresienstadt überlebten. Auffällig sind auch die zahlreichen Rückstellungen. Die Ge-

⁴⁰ Die Scheidungsquote war bei „nichtprivilegierten Mischehen“ ungleich höher. Vgl. hierzu: Beate Meyer: „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945. Hamburg 1999; Evan Burr Bukey: Jews and Inter-marriage in Nazi Austria. Cambridge 2011.

stapo in München setzte die Aktion gegen die restlichen in München verbliebenen Juden nicht mehr vollständig um. In München wurden von 453 Juden nur noch 54 deportiert. Wenn die Gründe hierfür auch nicht mehr vollständig zu rekonstruieren sind, gibt es doch einige Hinweise.⁴¹ Bei den verheerenden Bombenangriffen auf München waren auch die Unterkünfte zahlreicher in Mischehe lebender Juden zerstört worden. Es ist anzunehmen, dass in den Wirren der letzten Kriegsmomente viele Betroffene ihre Gestellungsanordnungen nicht mehr erhielten. Darüber hinaus entschieden sich etliche Juden im Vorfeld der Deportation vom Februar 1945 unterzutauchen.

Wie auch schon bei den vorangegangenen Transporten war auf der Gestellungsanordnung zu lesen: „Einsprüche sind zwecklos“. Vermerkt war auch: „Diese Anordnung unterbricht mit sofortiger Wirkung jedes Arbeitsverhältnis mit ihrem bisherigen Arbeitgeber“ sowie „Kinder sind Bekannten oder Verwandten in Pflege zu geben“. Nur bei begründeter Arbeitsunfähigkeit könne mit entsprechenden Belegen ein Antrag auf Rückstellung erfolgen.⁴² Diese strikten Anweisungen setzte die Gestapo jedoch nicht mehr um. Viele Münchner Juden erreichten auf Grund eines ärztlichen Attests, mittels der Intervention des nichtjüdischen Ehepartners oder einer Unverzichtbarkeitserklärung ihres Arbeitgebers eine Freistellung. Angesichts des nahenden Kriegsendes war der Verfolgungswille bei etlichen Gestapobeamten anscheinend erlahmt. Stattdessen versuchten sie, sich durch Zugeständnisse einen guten Leumund für die Nachkriegszeit zu sichern.⁴³ Andererseits wurden auch etliche Rückstellungsgesuche zum Teil sehr brüsk abgelehnt.⁴⁴ Von einzelnen Münchner Gestapobeamten sind auch skrupellose Übergriffe überliefert, die zeigen, mit welcher Brutalität sie bis zuletzt ge-

⁴¹ Theodor Koronczyk behauptete nach dem Krieg: „Ich konnte aber im Verhandlungswege erreichen, dass von den 500 betroffenen Personen 450 hier bleiben konnten.“ StAM: Stanw 29449-1, Bl. 10.

⁴² Gestellungsanordnung Ida Riedel vom 2.2.1945. In: StAM: Stanw 29499-2, Bl. 244.

⁴³ August Kammerer bestätigte Grimm in einem Persilschein, er habe 19 seiner Zwangsarbeiter, die im Februar 1945 eine Gestellungsanordnung erhalten hatten, von der Deportation freigestellt. Eidesstattliche Erklärung August Kammerer vom 28.8.1948. In: StAM: SpkA 558 Gerhard Grimm (1.12.1910), Bl. 136. So erreichte die Firma Kammerer u.a. die Rückstellung von Edith Neuland. Zeugenaussage Edith Neuland vom 4.12.1950. In: StAM: Stanw 29499-2, Bl. 267.

⁴⁴ Vgl. zahlreiche Aussagen gegen Gerhard Grimm, exemplarisch Aussage Irma Manz vom 18.6.1947. In: SpkA 558 Gerhard Grimm (1.12.1910).

gen die Münchner Juden vorgingen und auf welcher dreiste Weise sie sich an deren Leid bereicherten. Immer wieder taucht dabei der Name von Gerhard Grimm auf, der für die Abwicklung der beiden Transporte zuständig war.

Ernst Seidenberger war einer der letzten beiden in München noch zugelassenen Konsulenten, wie sich jüdische Rechtsanwälte seit 1938 nennen mussten. Bereits am 26. Januar wurde er durch eben jenen berüchtigten Gestapobeamten Gerhard Grimm verhaftet.⁴⁵ Grimm beschlagnahmte den Handkoffer von Seidenberger, der das letzte Hab und Gut des Ausgebombten enthielt. Nach Seidenbergers Aussage nahm Grimm sämtliche darin befindliche Gegenstände an sich, darunter eine flache Taschenuhr, einen wertvollen Montblanc-Füllfederhalter, ein silbernes Taschenmesser, eine Taschenlampe, 100 Rasierklingen, zwei Brieftaschen, zwei Geldbörsen und eine hochwertige Aktenmappe aus Leder, in der sich neben der Kennkarte auch sämtliche wichtigen Unterlagen des Konsulenten befanden. Für die beschlagnahmten Gegenstände erhielt Seidenberger keine Empfangsbestätigung. Als er nach der Befreiung bei der für den Vermögensentzug zuständigen Oberfinanzdirektion Einsicht in seine Akte nahm, stellte er fest, dass dort nur ein Bruchteil der entwendeten Gegenstände aufgeführt war. Insbesondere fehlte ein erheblicher Barbetrag, den Seidenberger bei sich getragen hatte: Von den nach seinen Angaben ca. 1.800 Reichsmark, die seine komplette verbliebene Barschaft darstellten, waren lediglich 233,55 RM zur Vermögensverwertung abgeliefert worden. In einem Brief an die Oberfinanzdirektion schrieb Seidenberger daher im Juni 1945: „Nachdem aber nunmehr feststeht, dass von dem Bargeld nur ein geringer Betrag zur Ablieferung gelangte und dass die übrigen Gegenstände mit Ausnahme der einen Brieftasche dem Herrn Oberfinanzpräsidenten und der Zollfahndungsstelle nicht übermittelt wurden, bleibt nur der Schluss übrig, dass der obengenannte Grimm sich die Sachen für seinen persönlichen Gebrauch aneignete, d.h. sie einschließlich des nicht abgelieferten Barbetrages unterschlagen hat.“⁴⁶

⁴⁵ Zu Grimm und der Münchner Gestapo vgl. Erich Kasberger: Karrierewege Münchner Gestapobeamten aus dem „Judenreferat“. Eine Kollektivbiografie. In: Marita Krauss (Hg.): Rechte Karrieren in München von der Weimarer Zeit bis in die Nachkriegsjahre. München 2010, S. 189–229.

⁴⁶ StAM: SpkA 558 Gerhard Grimm (1.12.1910). Die Akten enthalten wiederholt Hinweise auf weitere unrechtmäßige Aneignungen durch Grimm und andere Gestapobeamten bis kurz vor Kriegsende. Vgl. etwa die Eidesstattliche Versicherung Brünhilde Hirschs vom 11.6.1947, Bl. 53.

Geschlechtsspezifische Selektion

Zu klären bleibt abschließend noch die Frage, warum die Münchner Gestapo im Februar 1945 überdurchschnittlich viele Männer erfasste. Analysiert man die vorliegenden Informationen, so ergeben sich mehrere auffällige Muster. Anfang 1945 waren 50 Prozent der noch in München lebenden Juden Frauen aus „privilegierten Mischehen“.⁴⁷ Das war mit Abstand die größte Gruppe unter den 453 Juden. Im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl wurden sie jedoch in wesentlich geringerem Umfang deportiert. Lediglich elf Frauen, also nur ein Fünftel der Betroffenen, stammten aus einer „privilegierten Mischehe“. Zwölf waren hingegen jüdische Männer, deren Mischehe als „privilegiert“ galt, weil sie Kinder hatten, die als nichtjüdisch eingestuft wurden. Zu ihnen kamen zehn weitere jüdische Männer aus „nichtprivilegierten“ Mischehen. Vier von ihnen hatten Kinder, die zur Israelitischen Kultusgemeinde gezählt und somit als „Geltungsjuden“ eingestuft wurden. Die Ehe von fünf weiteren war kinderlos geblieben.

Die Münchner Gestapo suchte sich demnach gezielt schutzlose Personen aus. Diejenigen, die einen relativ starken Rückhalt durch ihr nichtjüdisches Umfeld hatten, verschonte sie hingegen. Insbesondere jüdische Frauen, die durch den nichtjüdischen Ehemann, sein berufliches und familiäres Umfeld, einen starken Bezug zur deutschen „Volksgemeinschaft“ hatten, wurden zurückgestellt.⁴⁸

Auch bei den Frauen scheint sich die Gestapo vor allem jene Fälle herausgesucht zu haben, die ihr schon länger ein Dorn im Auge waren. Zilla Heubergers Mann hatte sich beispielsweise geweigert, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Als man ihm daraufhin mit der Abmeldung seines Gewerbes drohte, setzte er ein deutliches Signal und nahm die Abmeldung selbst vor. Ida Riedels Mann war aufgrund seiner Ehe mit einer Jüdin

⁴⁷ Am 1.2.1945 hatte der Münchner Vertrauensmann der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Theodor Koronczyk, für München die Gesamtzahl von 453 Juden (250 Frauen) nach Berlin gemeldet. 331 (223 Frauen) lebten in „privilegierten“, 79 (4 Frauen) in „einfacher Mischehe“. 34 (15 Frauen) waren „Geltungsjuden“. 9 (8 Frauen) galten als „Volljuden“. Einen Monat später, nachdem die beiden Deportationen abgegangen waren, meldete er 398 Juden (226 Frauen), 303 „privilegierte“ (212 Frauen) und 71 „einfache“ (4 Frauen) Mischehen sowie 4 „Volljuden“ (3 Frauen). Vgl. Strnad: Jüdisiedlung (wie Anm. 1), S. 178f.

⁴⁸ Zahlreichen Rückstellungsanträgen von Frauen aus „privilegierten Mischehen“ wurde stattgegeben. Vgl. Anmerkung 40.

und der Weigerung, sich von ihr zu trennen, 1937 als Polizeimeister entlassen und zum auswärtigen Dienst eingesetzt verpflichtet worden. Sali Voglers Ehemann war 1928 zur jüdischen Religion seiner Frau übergetreten. Erst 1938 erklärte er als Reaktion auf den steigenden Verfolgungsdruck seinen Austritt aus dem Judentum. Die Ausstellung eines Reisepasses wurde ihm dennoch verweigert. Zum Judentum konvertierte „arische“ Ehepartner waren den Verfolgungsbehörden besonders verhasst. Die Mischehe von Clementine Grube schließlich galt als „nichtprivilegiert“, da ihre Kinder als „Geltungsjuden“ angesehen wurden.

Zwar war im Februar 1945 der Status der Mischehe – um die Worte des Überlebenden Ernst Grube zu verwenden – „ohne Bedeutung“⁴⁹ für die Frage, wer deportiert wurde und wer nicht. Das galt jedoch keineswegs für das Geschlecht und für die Frage des Bezugs der Betroffenen zur „Volksgemeinschaft“. Einfacher gesagt: Jüdische Frauen waren durch ihre „arischen“ und christlichen Ehepartner sowie durch ihre nichtjüdischen Kinder eher geschützt als jüdische Männer. Diese Erfahrung lässt sich bei allen Ausnahmen verallgemeinernd für die gesamte Verfolgung von Mischehen feststellen.⁵⁰

Mit den Deportationen vom Februar 1945 sollten in München also zum einen „Geltungsjuden“ und ihre jüdischen Familienangehörigen abgeschoben werden. Zum anderen sollten diejenigen Juden deportiert werden, deren Mischehen nicht mehr bestanden. Und die Gestapo erfasste vor allem jüdische Männer. Sie konzentrierte sich damit auf die verletzlichsten Gruppen unter den letzten noch in München lebenden Juden.

⁴⁹ Email Ernst Grube an den Autor vom 23.6.2014.

⁵⁰ Für Augsburg können diese Angaben aufgrund der mangelnden Datenbasis nicht überprüft werden. Allerdings verweist Dominique Hipp darauf, dass auch in Augsburg im Februar 1945 vor allem Personen deportiert wurden, die in „privilegierter Mischehe“ gelebt hatten, unter ihnen überwiegend Männer. Vgl. Hipp: *Judenhäuser* (wie Anm. 32), S. 74.

**Tabelle 1: Aufstellung der über München abgefertigten
Deportationstransporte**

	Datum	Ziel	gesamt	Frauen	Männer	Münchner	Frauen	Männer
1	20.11.41	Kaunas	998	602	396	978	592	386
2	04.04.42	Piaski	774	476	298	335	217	118
3	03.06.42	Theresienstadt	50	34	16	50	34	16
4	04.06.42	Theresienstadt	50	34	16	50	34	16
5	05.06.42	Theresienstadt	50	33	17	50	33	17
6	10.06.42	Theresienstadt	50	25	25	50	25	25
7	11.06.42	Theresienstadt	50	35	15	50	35	15
8	17.06.42	Theresienstadt	50	31	19	50	31	19
9	18.06.42	Theresienstadt	50	31	19	50	31	19
10	23.06.42	Theresienstadt	50	35	15	50	35	15
11	24.06.42	Theresienstadt	50	26	24	50	26	24
12	25.06.42	Theresienstadt	50	41	9	50	41	9
13	01.07.42	Theresienstadt	50	35	15	50	35	15
14	02.07.42	Theresienstadt	50	34	16	50	34	16
15	03.07.42	Theresienstadt	50	34	16	50	34	16
16	10.07.42	Theresienstadt	50	31	19	49	30	19
17	13.07.42	Osten	50	34	16	42	26	16
18	15.07.42	Theresienstadt	50	30	20	50	30	20
19	16.07.42	Theresienstadt	50	24	26	50	24	26
20	17.07.42	Theresienstadt	50	34	16	50	34	16
21	22.07.42	Theresienstadt	50	34	16	49	33	16
22	23.07.42	Theresienstadt	50	34	16	50	34	16
23	29.07.42	Theresienstadt	50	31	19	30	18	12
24	31.07.42	Theresienstadt	50	30	20	0	0	0
25	05.08.42	Theresienstadt	50	32	18	0	0	0
26	07.08.42	Theresienstadt	50	33	17	1	1	0
27	12.08.42	Theresienstadt	45	29	16	16	9	7
28	13.03.43	Auschwitz	219	148	71	108	75	33

	Datum	Ziel	gesamt	Frauen	Männer	Münchner	Frauen	Männer
39	20.04.43	Theresienstadt	18	16	2	14	12	2
30	18.05.43	Auschwitz	68	65	3	3	2	1
31	24.06.43	Theresienstadt	10	7	3	10	7	3
32	13.01.44	Theresienstadt	33	21	12	20	14	6
33	06.04.44	Theresienstadt	1	1	0	0	0	0
34	22.12.44 ⁵¹	Theresienstadt	1	1	0	0	0	0
35	20.02.45	Theresienstadt	52	16	36	23	7	16
36	21.02.45	Theresienstadt	31	18	13	31	18	13
Gesamt⁵²			3450	2175	1275	2559	1611	948

⁵¹ Für diesen Transport existiert keine Deportationsliste. Der Eingang in Theresienstadt ist auf den 23.12.1944 datiert. Da sämtliche Transporte nach Theresienstadt mindestens einen Tag Fahrzeit benötigten, ist der 22.12.1944 als Abgangsdatum wahrscheinlich.

⁵² Zeugenaussagen zufolge wurde eine Person am 16.4.1943 nach Auschwitz deportiert. Dabei handelte es sich vermutlich um eine Strafmaßnahme der Münchner Gestapo. Da dieser Transport durch keine weitere Quelle belegbar ist, wurde er nicht aufgenommen. Vgl. Strnad: Judensiedlung (wie Anm. 1), S. 142, Anmerkung 164.

Tabelle 2: Herkunftsorte⁵³ der Deportierten

	gesamt	Frauen	Männer	Ziele ⁵⁴
Altenstadt	20	16	4	Piaski (13), Theresienstadt (7)
Ammerland	1	1	0	Theresienstadt
Augsburg	377	220	157	Auschwitz (98/63), Kaunas (20/10), Piaski (129/74), Theresienstadt (130/73)
Bad Tölz	1	1	0	Theresienstadt
Bad Wörishofen	2	1	1	Theresienstadt
Berchtesgaden	1	1	0	Theresienstadt
Berlin	4	2	2	Auschwitz
Bielefeld	1	0	1	Piaski
Binswangen	7	7	0	Piaski (5), Theresienstadt (2)
Buttenwiesen	41	23	18	Piaski (38/21), Theresienstadt (3/2)
Fellheim	28	14	14	Piaski (12/5), Theresienstadt (16/9)
Fischach	66	41	25	Piaski (56/34), Theresienstadt (10/7)
Gauting	1	1	0	Theresienstadt
Göggingen	1	1	0	Theresienstadt

⁵³ Der Herkunftsort bezieht sich auf die in den Deportationslisten angegebene letzte Meldeadresse. Diese sind nicht identisch mit den letzten „frei“ gewählten Wohnorten. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um die Lager in Milbertshofen und Berg am Laim sowie um diverse „Judenhäuser“, in denen die Betroffenen auf engem Raum ghettoisiert leben mussten. In den Fällen, bei denen der Herkunftsort außerhalb Bayerns liegt, handelt es sich meist um Familienangehörige, die zusammen mit ihren ortsansässigen Familienangehörigen deportiert wurden.

⁵⁴ Die in Klammern stehenden Zahlen sind Angaben zur Anzahl der an die jeweiligen Zielorte deportierten Personen, hinter dem Schrägstrich wird die Zahl der Frauen unter ihnen genannt.

	gesamt	Frauen	Männer	Ziele
Hainsfarth	11	9	2	Piaski (6/4), Theresienstadt (5/5)
Holzhausen am Ammersee	1	1	0	Theresienstadt
Ichenhausen	122	78	44	Auschwitz (10/8), Piaski (80/49), Theresienstadt (32/21)
Kempton	15	10	5	Piaski (10/7), Theresienstadt (5/3)
Krumbach	15	9	6	Piaski (14/8), Theresienstadt (1/1)
Lindau	5	4	1	Piaski (2/2), Theresienstadt (3/2)
Lindenberg im Allgäu	1	0	1	Theresienstadt
Markt Grafing	1	1	0	Theresienstadt
Markt Schellenberg	1	0	1	Theresienstadt
Memmingen	22	11	11	Piaski
Mindelheim	2	1	1	Piaski
München	2559	1611	948	Auschwitz (111/77), Kaunas (978/592), Osten (42/26), Piaski (335/217), Theresienstadt (1093/700)
Neu-Ulm	10	5	5	Auschwitz (1/1), Piaski (7/3), Theresienstadt (2/1)
Neuburg a.d. Donau	2	1	1	Auschwitz
Nördlingen	40	21	19	Piaski (25/12), Theresienstadt (15/9)

	gesamt	Frauen	Männer	Ziele
ohne Angabe	2	2	0	Auschwitz, Theresienstadt
Polen ⁵⁵	68	68	0	Osten (8), Auschwitz (60)
Otterfing	1	1	0	Piaski
Öttingen	8	5	3	Piaski
Prien am Chiemsee	1	0	1	Theresienstadt
Prutting bei Rosenheim	5	3	2	Piaski
Stuttgart	1	1	0	Theresienstadt
Ulm	1	0	1	Theresienstadt
Wallerstein	5	4	1	Piaski (2/2), Theresienstadt (3/2)
Gesamt	3450	2175	1275	

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Stadtarchiv
München

⁵⁵ Bei den 68 polnischen Frauen handelt es sich um Zwangsarbeiterinnen aus dem Ghetto Litzmannstadt. Sie hatten zunächst in der Flachsröste Lohhof Zwangsarbeit leisten müssen. Acht von Ihnen wurden von dort aus am 13.7.1942 deportiert. Die restlichen wurden später in Augsburg zur Zwangsarbeit eingesetzt und von dort aus über München am 18.5.1943 nach Auschwitz verschleppt.

Am 26. April 2014 starb zu unserer großen Trauer der Erste Vorsitzende unseres Freundeskreises, Professor Klaus Schultz. Der Nachruf von Professor Jens Malte Fischer, dem langjährigen Vorstandsmitglied des Freundeskreises, erschien am 28. April 2014 in der FAZ. Wir danken ihm wie auch der Redaktion der FAZ für die Erlaubnis zum Abdruck.

Jens Malte Fischer

Der Vielfältige

Zum Tod von Klaus Schultz

Er war ein Beweger, ein Anreger, ein Talent auf vielen Gebieten zwischen Musik, Literatur, Theater. Klaus Schultz hatte eine intellektuell-künstlerische Biographie, die in ihren Windungen und Wendungen ganz unüblich war für seine Generation. Wer es vom Diplombibliothekar zum Intendanten dreier großer Theater schafft (Aachen, Mannheim, Gärtnerplatztheater in München), der muß sich durch besondere Gaben auszeichnen. Das Wort von einem Menschen, der auf vielen Hochzeiten tanzt, hat meist einen despektierlichen Nebensinn. Dieser Mann jedoch tanzte nicht nur auf manchen Hochzeiten, er machte die Musik dazu, er inszenierte solche Ereignisse und er begleitete sie auch noch intellektuell (ohne je seine Universitätsstudien zu dem zu bringen, was man einen „ordentlichen Abschluß“ nennt). Früh brach sich bei dem in Kissingen geborenen Schultz die Neigung zum Theater, speziell zur Oper Bahn und er begann Anfang der siebziger Jahre als Opernchefdramaturg bei Christoph von Dohnányi in Frankfurt (über den er noch vor wenigen Jahren eine Künstlerbiographie in Gesprächen veröffentlichte). Danach arbeitete er in gleicher Funktion an der Bayerischen Staatsoper mit August Everding zusammen, zusätzlich auch noch für einige Zeit als



Abb. 1 Prof. Klaus Schultz

Musikdramaturg der Berliner Philharmoniker. 1984 war die Zeit reif für den Weg an die Spitze der genannten Theater. Über 20 Jahre lang war er Intendant, kein Patriarch, geschweige denn ein Oligarch, ein *primus inter pares*, der nicht als Gewerkschaftsführer, Impresario und Kantinenprinzpal in einer Person auftreten wollte, sondern mit der subtileren Kraft der verbindlichen Menschlichkeit wirkte. Seine gewaltige Bildung (er arbeitete an der Gesamtausgabe der Schriften des verehrten Adorno mit, dort speziell für die Musikalischen Schriften zuständig) trug er nicht vor sich her. Lieber tat er das mit seinem feingesponnenen Humor – nicht zufällig war er mit Heinz Rühmann und Lorient eng befreundet, die er auch immer wieder mit Bühnenprojekten locken konnte. Wer Lorient's Film „Ödipussi“ gesehen hat, muß und wird sich an Herrn Weber erinnern, dessen nervtötende Bescheidenheit so nur von Klaus Schultz subtil karikierend dargestellt werden konnte, für den Lorient diese Gestalt erfunden hat. Und wer mal in den Genuß seiner Imitationen und Parodien berühmter Zeitgenossen kam, die immer über die sprachklangliche Nuance liefen, nicht über Ticks und Äußerlichkeiten, der konnte diese Gabe nur bewundern.

Seine letzte Intendanz am Gärtnerplatztheater zeichnete sich besonders durch die Wichtigkeit aus, die er der Musik des 20. Jahrhunderts beimaß. Arvet Terterians „Das Beben“ als Uraufführung, Luigi Nonos „Intolleranza 1960“ als Münchner Erstaufführung – das waren ersichtlich gewordene Taten des

Musiktheaters, die an einem Theater dieses Zuschnitts nicht leicht durchzusetzen waren. Daß er dies erreichte, gehörte zu den großen Triumphen von Klaus Schultz; es waren stille Triumphe, wie bei ihm nicht anders denkbar. Nach seinem Abschied vom Theater engagierte er sich in mehreren Kuratorien und Stiftungen, rezensierte Bücher. Noch Ende März saß er in München allein auf der Bühne und las als Einmann-Theatertruppe Auszüge aus den *Letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus (wie es dieser selbst getan hatte), virtuos die enorme Spannweite dieser Monstertragödie realisierend. Nur wenige konnten voraussehen, daß seine schon länger fragile Gesundheit sich danach rapide verschlechtern würde. Am Samstag starb Klaus Schultz 66jährig in München.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Marina Maisel,
IKG-Kulturzentrum

Bernadette Barth

Exkursion des Studierendennetzwerkes nach Krakau

Wie keine andere osteuropäische Stadt ist Krakau in den vergangenen zwei Jahrzehnten zum Anziehungsort für Menschen aus aller Welt avanciert, die sich in der polnischen Metropole mit der jüdischen Kultur in Krakau und der Geschichte der Juden in Polen auseinandersetzen. An kaum einem anderen Ort liegen die Spuren jüdischen Lebens und jüdischen Leidens so nahe beieinander wie hier. Während in Kazimierz, Krakaus jüdischem Viertel, die frühere Blüte jüdischer Kultur in Polen immer noch sichtbar ist, befindet sich Auschwitz, der symbolische Ort der europäischen Judenvernichtung, nur eine kurze Zugfahrt entfernt.

Das große Interesse an der jüdischen Geschichte Krakaus zeugt sowohl von der Bedeutung der Stadt als europäischem Erinnerungsort als auch von der staatlichen Intention, mithilfe von Einrichtungen und Institutionen der jüdischen Geschichte Krakaus zu gedenken sowie dessen jüdische Kultur wiederzubeleben und zu erhalten.

Vor diesem Hintergrund organisierte das Studierendennetzwerk die diesjährige Exkursion in die „heimliche Hauptstadt“ Polens. Zu Beginn der Exkursion verschaffte uns zunächst eine Stadtführung einen Einblick in die facettenreiche Geschichte Krakaus. Unser Ausgangsort war der Wawel, die ehemalige Residenz der polnischen Könige, die für das polnische Selbstverständnis auch heute noch eine bedeutende Rolle einnimmt. Über Jahrhunderte hinweg befand sich hier das politische Zentrum Polens. Davon zeugt heute auch das Konglomerat verschiedener Baustile auf dem Wawelhügel, an dem sich die kulturellen und politischen Umbrüche der vergangenen Jahrhunderte erkennen lassen. Von der Wawelkathedrale und dem Wawelschloss führte unser Weg an der Jagellonen-Universität vorbei zurück zu den Tuchhallen auf Krakaus Hauptmarkt, den Rynek Główny.

Nach dieser Reise in die schillernde Vergangenheit Krakaus forderte der zweite Exkursionstag eine viel drastischere Form der Auseinandersetzung. Nur eine Stunde von Krakau entfernt, liegt Oswiecim, Auschwitz, eine Stadt, vor deren Toren das

größte der deutschen NS-Vernichtungslager errichtet wurde. Die Besichtigung der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau wirkte angesichts der strahlenden Sonne und der friedvollen Ruhe der angrenzenden Bäume fast surreal. Mit wenigen Informationstafeln steht das ehemalige Lager, in seinen riesigen Ausmaßen umringt von Stacheldraht, die Gleise vom Tor zu den Trümmern der Krematorien führend, wortlos für das hier geschehene Grauen.

Die begleitende Ausstellung befindet sich in den erhaltenen Baracken im ehemaligen Stammlager des KZ Auschwitz. In den Nachkriegsjahren konzipiert und am historischen Ort des Verbrechens errichtet, erdrückt die Ausstellung, die vor allem mit Originaldokumenten, Fotos und den Habseligkeiten der Häftlinge arbeitet, mit ihrer unausweichlichen Evidenz der Vernichtung. Das Ausmaß des Schreckens zeigt sich in Auschwitz so präsent wie kaum anderswo und bleibt, vielleicht gerade deswegen, unfassbar.

Wer Auschwitz besucht, erkennt, dass dieser Ort nicht nur für das jüdische kollektive Gedächtnis symbolisch für das Grauen der Schoa steht. Auch in der polnischen Erinnerungskultur ist Auschwitz als Inbegriff polnischer Opfergeschichte verankert.

Die Vernetzung dieser beiden Narrative begegnete uns auch am Folgetag im Schindler-Museum wieder, einer Abteilung des Historischen Museums Krakau, das im Verwaltungsgebäude der ehemaligen Emaillegefäßfabrik von Oskar Schindler eingerichtet wurde. Hier wird sowohl das Schicksal der Krakauer Juden als auch die Geschichte Krakaus unter deutscher Okkupation im selben Kontext erzählt. Das Museum, das den historischen Ort nur beschränkt für seine Ausstellung nutzt, fordert den Besucher zur Interaktion auf und informiert auf anschauliche und emotionale Weise über die Geschichte Krakaus zwischen 1939 und 1945.

Interessante Thesen zur Bedeutung der Schoa in der polnischen Erinnerungskultur formulierte auch Dr. Joachim Russek, Leiter der Stiftung Judaica in Krakau, bei einem kurzen und lebhaften Treffen im Zentrum für Jüdische Kultur. Inmitten des jüdischen Viertels Kazimierz gelegen, organisiert die Stiftung Judaica gemeinsam mit anderen staatlichen und jüdischen Kulturinstituten das Jüdische Kulturfestival in Krakau, das seit 1988 jährlich jüdische Künstler aus aller Welt zusammenbringt und auch zum Zeitpunkt unserer Exkursion wieder tausende Besucher anlockte.



Kazimierz lebt heute von Bars und Restaurants, dennoch sind die Spuren jüdischen Lebens in dem weitestgehend erhalten gebliebenen Viertel omnipräsent. Sieben Synagogen gibt es in Kazimierz, doch heute wird lediglich noch die Remuh-Synagoge, benannt nach Rabbi Moses Isserles, für Gottesdienste genutzt. Angeschlossen an die Remuh-Synagoge befindet sich der älteste Friedhof in Kazimierz. Die anderen Synagogen werden jedoch auch weiterhin für kulturelle Veranstaltungen der jüdischen Gemeinde genutzt. Neben diesen großen Manifestationen jüdischen Lebens, begegnen wir in Kazimierz auch weniger auffälligen Erinnerungsorten. So fanden wir in einer Seitenstraße das Wohnhaus des jüdischen Volksdichters Mordechaj Gebirtig. Gebirtigs jiddisches Volkslied „S'brent! briderlekh, s'brent!“ ist eines der bekanntesten jüdischen Lieder aus der Zeit des Holocaust. Eine Gedenktafel an der Hauswand erinnert an das Leben Gebirtigs, der 1942 im Krakauer Ghetto erschossen wurde.

Ein weiterer Ort des Gedenkens befindet sich wenige Minuten entfernt auf dem großen jüdischen Friedhof in der Miodowa-Straße. Die einst gestohlenen und als Pflastersteine missbrauchten Grabsteine wurden hier in Form einer Gedenkmauer an ihren Ursprungsort zurückgebracht.

Unterschiedlichen Formen der Erinnerung an jüdisches Leben und Leiden begegneten wir auch im Museum zur Geschichte der galizischen Juden. Die Dauerausstellung „Spuren der Erinnerung“ richtet in Fotografien von Chris Schwarz einen zeitgenössischen Blick auf die jüdische Vergangenheit Polens – eine Ausstellung, die gerade durch ihre Nüchternheit besticht. Im Museum zur Geschichte der galizischen Juden

hatten wir, am letzten Tag unserer Exkursion, eine besonders eindrucksvolle Begegnung. In einem Zeitzeugengespräch erzählte uns eine jüdische Polin von dem Schicksal ihrer Familie: Ihre Eltern gaben sie als kleines Kind vor ihrer Deportation nach Auschwitz in einem katholischen Kloster ab und retteten ihr so das Leben, während beide Eltern im Vernichtungslager ermordet wurden. Ihre eigene Geschichte erfuhr sie von ihren Adoptiveltern erst im Erwachsenenalter. Geblieben ist ein Identitätskonflikt, den uns die Dame auf eindrucksvolle Weise vermittelt und uns auf diese Weise einen sehr persönlichen Einblick in das Leben als Jüdin im heutigen Polen gegeben hat.

Die Fahrt wäre ohne die Initiative von Sophia Schmitt und Johannes Börmann, die die Organisation und Durchführung der Exkursion übernommen haben, nicht möglich gewesen. Im Namen aller Exkursionsteilnehmer sei hier ein herzlicher Dank für ihr Engagement ausgesprochen. Dank gilt auch dem Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur für die finanzielle Unterstützung, welche für die Studierendenexkursion unerlässlich war. Vor allem danken wir allen Gesprächspartnern und Beteiligten vor Ort, die uns einen Einblick in die jüdische Geschichte und Kultur Krakaus gewährten.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Privat

Julia Schneidawind

Bericht von der Europäischen Sommeruniversität für Jüdische Studien 2014 in Hohenems

Unter dem Titel „*It all runs in the family... Jüdische Beziehungsgeschichten*“ fand vom 6.-11. Juli die diesjährige Sommeruniversität für Jüdische Studien in Hohenems statt. Im Vordergrund der Workshops, Seminare und Vorträge stand die Frage nach der Bedeutung der Familie im Judentum in der Vergangenheit und heute. Auch dieses Jahr wurde die Sommeruniversität als Veranstaltung der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der Ludwig-Maximilians-Universität in Kooperation mit dem Zentrum für jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg, dem Institut für Jüdische Studien der Universität Basel, dem Institut für Judaistik an der Universität Wien und der Sigi-Feigel-Gastprofessur für Jüdische Studien an der Universität Zürich in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Hohenems organisiert. Insgesamt kamen fast 50 Teilnehmer und 25 Referenten aus den verschiedenen Universitäten in der kleinen österreichischen Stadt unweit des Bodensees zusammen.

Einen ersten Eindruck von der lokalen jüdischen Geschichte konnten die Teilnehmer während der Führung durch den historischen Stadtkern von Hohenems und den Besuch des Jüdischen Museums erfahren.

Die Vorträge boten einen tiefen Einblick in das jüdische Familienleben durch die Epochen. So sprach beispielsweise Prof. Alfred Bodenheimer über „Verschworene Schwestern – verfeindete Brüder. Familienkonstellationen der Hebräischen Bibel und ihre Exegese im Judentum“, während Prof. Irene Zwiép von der Universität Amsterdam mit dem Vortrag „On the meaning on having Jewish family. Jewish genealogy in a secular age“ unter Heranziehung der amerikanischen Fernsehserie „Who do you think you are?“ auf die jüdische Identitätsfindung heute einging.

Ein großer Stellenwert wurde der medialen Auseinandersetzung mit dem Thema „jüdische Familie“ in den Abendvorträgen von Dr. Caspar Battegay „Mama don't kvetch. Jüdische

Mütter und ihre Kinder in der Popkultur“ und von Prof. Frank Stern „Fe/Male trouble im Spielfilm: Die ganz gewöhnlichen Katastrophen in jüdischen Familien“ eingeräumt. Sämtliche Vorträge wurden durch rege Diskussionen abgerundet.

Neben der thematisch breiten Auswahl an Seminaren wie „Das Bild der Mutter in der israelischen Gesellschaft“ oder „Jüdische Familienunternehmen im Gaunermilieu des 18. Jahrhunderts“ konnten die Teilnehmer sich für eines der interessanten Workshop-Angebote zu den Themen „Basiswissen Judaica“, „Jüdische Genealogie“, „Jüdische Gräber“ oder „Salon der jiddischen Literatur“ entscheiden. Letzterer verarbeitete das literarische Werk Yitskhok Leybush Peretz' in dem Theaterstück „Donnerstagabend bei Y.L. Peretz“, welches schließlich vor den Referenten und Teilnehmern der Sommeruniversität aufgeführt wurde. Das gemeinsame „Get Together“ in Form eines Picknicks, das aufgrund der schlechten Wetterlage im Jüdischen Museum stattfinden musste, bot eine sehr gute Gelegenheit für den Austausch zwischen Studenten und Referenten der verschiedenen Universitäten. Zudem blieb genügend Zeit für die Besichtigung des jüdischen Friedhofs oder einen Besuch der Sonderausstellung des Jüdischen Museums „Die ersten Europäer. Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914“. Die Sommeruniversität 2014 endete mit dem Vortrag von Prof. Alan E. Steinweis über „Antisemitische Bilder der jüdischen Familie“ und der Lesung des Paraschat HaSchawua, des jüdischen Wochenabschnittes, durch Rabbiner Michel Bollag aus Zürich. Die Auswahl an renommierten Referenten und die rege Teilnahme machten auch die diesjährige Sommeruniversität zu einem großen Erfolg.

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern
und Absolventen

Veranstaltungen

Neues vom Freundeskreis
des Lehrstuhls

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Prof. Michael Brenner wurde am 2. Juli 2014 von Bundespräsident Joachim Gauck mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Zudem wurde er als ordentliches Mitglied in die American Academy for Jewish Research gewählt.

Unsere jahrelangen Mitarbeiter, **Dr. habil. Mirjam Zadoff** und **Dr. Noam Zadoff**, haben im August die Ludwig-Maximilians-Universität München verlassen, um sich neuen Aufgaben zuzuwenden. Mirjam Zadoff bekleidet ab sofort den Alvin H. Rosenfeld Chair for Jewish Studies der Indiana University in Bloomington. Noam Zadoff ist, ebenfalls an der Indiana University, als Assistant Professor beschäftigt. Die Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur wünscht beiden alles Gute.

Dr. Philipp Lenhard ist seit dem Sommersemester 2014 Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl.

Heike Koch, die seit Ende 2011 Lehrstuhlsekretärin war, hat sich beruflich umorientiert und wendet sich seit dem 1. August 2014 neuen Aufgaben zu. Am 1. Oktober beginnt **Nicole Singer** als ihre Nachfolgerin.

Johannes Börmann hat seine Magisterarbeit zum Thema „Selbst- und Fremdwahrnehmung jüdischer Freiwilliger im Spanischen Bürgerkrieg“ geschrieben. **Michael Wallner** hat seine Arbeit mit dem Titel „Der Friedensprozess im Nahen Osten. Eine Möglichkeit zum Neubeginn“ vorgelegt. **Felix Schölch** untersuchte in seiner Magisterarbeit „Filmische Darstellungen des Holocaust und deren Rezeption durch Überlebende“. **Konrad Meinl** hat eine Bachelorarbeit über die Tagebücher des NS-Ideologen Alfred Rosenberg mit dem Titel „Rosenberg, jetzt ist Ihre große Stunde gekommen“ verfasst. **Michael Hellstern** schrieb seine Masterarbeit zum Thema „Einzelne Exzestäter im Tilsiter Blutsommer? Der Ulmer Einsatzgruppenprozess 1958 in der öffentlichen Wahrnehmung“. **Laura Stadler** behandelte in ihrer Bachelorarbeit das Thema „An diese Mauer bleibe ich gelehnt“. Zum Verhältnis einflussreicher Deutscher und dem deutschnationalen Judentum in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eine Milieustudie.

Lilly Maier untersuchte in ihrer Bachelorarbeit „Ein Leben nach dem Kindertransport. Eine Betrachtung von längerfristigen Nachwirkungen der Kindertransporte unter Einsatz von Zeitzeugen-Interviews mit amerikanischen Holocaust-Überlebenden.“

Veröffentlichte Bücher

Im Sommer erschien **Mirjam Zadoffs** Buch *Der rote Hiob. Das Leben des Werner Scholem* im Carl Hanser Verlag. Es wird am 27. November in München vorgestellt (siehe Termine).

Noam Zadoffs Dissertation *From Berlin to Jerusalem and Back. Gershom Scholem between Israel and Germany* erschien bei Magnes Press auf Hebräisch. 2015 wird sie in deutscher Fassung bei Vandenhoeck & Ruprecht veröffentlicht.

Die Dissertation von **Philipp Lenhard** erschien im September bei Vandenhoeck & Ruprecht unter dem Titel *Volk oder Religion? Die Entstehung moderner jüdischer Ethnizität in Frankreich und Deutschland 1782–1848*.

VERANSTALTUNGEN

Vorschau

In Kooperation mit dem Jüdischen Museum München und dem Lehrstuhl Allgemeine Soziologie/Gender Studies der LMU ist die Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur Mitveranstalterin eines Vortrages von **Prof. Sander L. Gilman** von der Emory Universität in Atlanta zum Thema „Die Beschneidung: Identitätspolitik und/oder Gesundheitsfrage?“ Die Veranstaltung findet am 28. Oktober um 19 Uhr im Jüdischen Museum statt.

Shulamit Volkov (Tel Aviv University), unsere Allianz-Gastprofessorin im Wintersemester, hält am 6. November einen öffentlichen Vortrag mit dem Titel: „Waghalsige Politik oder Schlafwandeln? Mit Walther Rathenau durch den Ersten Weltkrieg“. Der Vortrag beginnt um 19 Uhr im Hörsaal M218 im Hauptgebäude der LMU.

Am 27. November wird **Mirjam Zadoff** ihr am Lehrstuhl entstandenes Buch *Der rote Hiob. Das Leben des Werner Scholem* (Carl Hanser Verlag) im Gemeindesaal der Israelitischen Kultusgemeinde München vorstellen. Die Veranstaltung beginnt um 19:30 Uhr und wird moderiert von Prof. Micha Brumlik.

Wir freuen uns, **Prof. Harald Welzer**, Direktor der Stiftung Futur Zwei und ehe-

maliger Direktor des *Center for Interdisciplinary Memory Research* (CMR) am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen sowie Autor zahlreicher Bücher zur Erinnerungskultur der Bundesrepublik, für die jährliche Yerushalmi-Lecture gewinnen zu können. Diese wird den Titel „Untergetaucht. Über Mythen und Wirklichkeiten der Hilfe für Verfolgte“ tragen und am 17. Dezember um 19 Uhr im Hörsaal M 018 im Hauptgebäude der LMU stattfinden.

Für den 18. Januar 2015 hat der Lehrstuhl in Kooperation mit der Israelitischen Kultusgemeinde München, der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit und dem Zentrum für Holocaust-Studien (am Institut für Zeitgeschichte) eine Veranstaltung zu *Claude Lanzmanns* letztem Film „Der letzte der Ungerechten“ organisiert. Der Film, in dessen Zentrum ein ausführliches Interview mit dem Rabbiner und letztem Judenältesten des Ghettos Theresienstadt, Benjamin Marmorstein, steht,

wurde bisher nicht in Bayern gezeigt. Die Filmvorführung beginnt um 12 Uhr im Gemeindesaal am Jakobsplatz. Um 17 Uhr diskutieren der Schriftsteller und Historiker *Doron Rabinovici* (Wien), die Historikerin *Beate Meyer* (Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg), der Filmwissenschaftler *Christoph Hesse* (FU Berlin) und die Historikerin *Andrea Löw* (Zentrum für Holocaust-Studien, München) über den Film und dessen Thematik.

Rückblick

Am 23. April hielt *Dr. Juliane Wetzel* vom Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin im Rahmen des Oberseminars und in Kooperation mit der Graduiertenschule Ost- und Südosteuropastudien der LMU einen Vortrag mit dem Titel „Eine bayerische Siedlung wird zum osteuropäischen Stetl. Zur Geschichte des jüdischen Displaced Persons-Lager Föhrenwald“.

NEUES VOM FREUNDKREIS DES LEHRSTUHLS

Im Sommersemester haben wir wieder einige Veranstaltungen des Lehrstuhls und der Studierenden unterstützt, so die Sommeruniversität für Jüdische Studien in Hohenems, die auch heuer wieder von Frau Evita Wiecki organisiert und geleitet wurde. Sie war dieses Jahr dem Thema „It all runs in the family... Jüdische Beziehungsgeschichten“ gewidmet.

Des weiteren haben wir die diesjährige Exkursion der Mitglieder des studentischen Netzwerks nach Krakau gefördert. Wenn jemand irgendwann Zweifel daran gehabt hätte, dass es sinnvoll sei, solche studentischen Initiativen zu unterstützen, dann dürfte der eindrucksvolle Bericht von Frau Bernadette Barth in der vorliegenden Ausgabe der „Münchner Beiträge“ ihm die genommen haben. Wir möchten auch in Zukunft solche Aktivitäten fördern und wären dankbar, wenn sich das eine oder andere Mitglied fände, das uns dabei mit einer Spende unterstützte.

Prof. Brenner spricht aus, welchen Verlust der Freundeskreis durch den Tod seines Vorsitzenden Klaus Schultz erlitten hat. Einer der Pläne, die dieser verfolgte, war eine geführte Besichtigung der Synagoge in der Reichenbachstraße am Gärtnerplatz. Die Exkursion, die nur für Mitglieder des Freundeskreises vorgesehen ist, wird am 12. Oktober um 11:30 Uhr stattfinden. Wir sind uns sicher, dass die Besichtigung zugleich

eine würdige Veranstaltung zur Erinnerung an Klaus Schultz ist. Wir bitten um rechtzeitige Anmeldung unter:

Juedische.Geschichte@lrz.uni-muenchen.de
Prof. Brenner hat in seinem Bericht über den Lehrstuhl bereits mitgeteilt, dass Frau Heike Koch, Dr. Mirjam Zadoff und Dr. Noam Zadoff uns verlassen, um anderen Aufgaben nachzugehen. Ihnen allen wünschen wir viel Glück, und Mirjam Zadoff danken wir besonders dafür, dass sie uns mit ihrem Buch über Werner Scholem ein Abschiedsgeschenk gemacht hat, das unser Bedauern über ihren Weggang ein wenig mildert. Wir wünschen ihr, dass viele Mitglieder des Freundeskreises es lesen und vielleicht sogar erwerben. Es lohnt sich!

Neu am Institut ist Dr. Philipp Lenhard, der Nachfolger von Mirjam Zadoff als Wissenschaftlicher Assistent. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit, die mit der gemeinsamen Arbeit am Heft 1/2014 der „Münchner Beiträge“ auf das Schönste begonnen hat.

Im Wintersemester verlässt uns nach drei Semestern als Lehrstuhlvertreter Prof. Alan Steinweis. Die Zusammenarbeit mit ihm war für uns eine wunderbare Erfahrung, und wir hoffen, dass er nicht das letzte Mal hier tätig war.

Im Wintersemester wird Professor Brenner wieder in München unterrichten, und wir sind glücklich über die Möglichkeit, die Zusammenarbeit unter altvertrauten Bedingungen fortzusetzen.

*Ron Jakobowicz, Evita Wiecki,
Ernst-Peter Wieckenberg*

Die Autorinnen und Autoren

Jens Malte Fischer

war bis 2009 Professor für Theaterwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er war lange Zeit im Vorstand des Freundeskreises des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur tätig. Jens Malte Fischer hat vielseitig publiziert, zuletzt erschien das Buch *Richard Wagner und seine Wirkung*, Zsolnay Verlag, Wien 2013.

Andreas Heusler

leitet am Stadtarchiv München das Sachgebiet Zeitgeschichte/ Jüdische Geschichte. Er ist Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des NS-Dokumentationszentrums München und Mit-herausgeber der Reihe *München im Nationalsozialismus. Kommunalverwaltung und Stadtgesellschaft*. Gemeinsam mit Michael Brenner zeichnet er für die Reihe „Studien zur Jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern“ verantwortlich. Andreas Heusler ist Verfasser zahlreicher Aufsätze und Bücher, zuletzt: *Lion Feuchtwanger. Münchner-Emigrant-Weltbürger*, Residenz Verlag, St. Pölten 2014.

Susanna Schrafstetter

ist seit 2009 Associate Professor of History an der University of Vermont (USA). Im Herbst 2014 unterrichtet sie als Gastprofessorin an der Universität Augsburg. Sie arbeitet derzeit an einer Studie über Flucht und Versteck von Münchner Juden während des Holocaust.

Dana Smith

ist derzeit Doktorandin an der Queen Mary, University of London. Ihre Doktorarbeit behandelt das Thema *The Jewish Kulturbund in Bavaria: Art and Jewish Self-Representation under National Socialism, 1934–1938*.

Alan E. Steinweis

vertritt vom Wintersemester 2013/14 bis zum Wintersemester 2014/15 den Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an

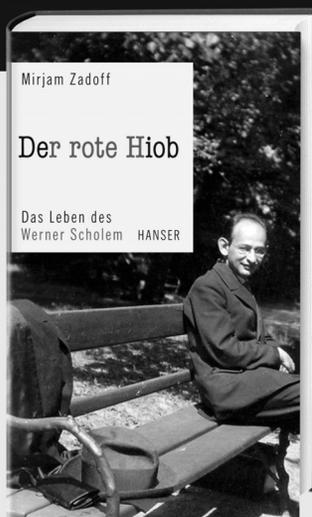
der LMU München. Er ist Professor für Geschichte und Direktor des Zentrums für Holocaust-Studien an der Universität von Vermont, USA. Er ist Autor u.a. von *Kristallnacht 1938: Ein deutscher Pogrom*, Reclam, Stuttgart 2011.

Maximilian Strnad

promoviert an der Ludwig-Maximilians-Universität mit einer Arbeit zum Thema christlich-jüdische Mischehen in Deutschland zwischen 1933 und 1949. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte des Holocaust. Bis 2012 war er Mitarbeiter am NS-Dokumentationszentrum München. Zuletzt erschienen *Flachs für das Reich – Das jüdische Zwangsarbeitslager „Flachsstraße Lohhof“ bei München* (2013) und, herausgegeben gemeinsam mit Michael Brenner, *Der Holocaust in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft*, Wallstein, Göttingen 2012.

Foto: © Peter-Andreas Hasslepen

Mirjam Zadoff

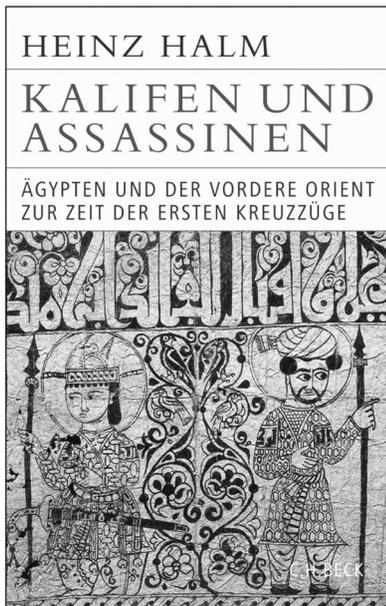


384 Seiten mit Abbildungen. Gebunden. € 24,-90 | D

Werner Scholem ging immer den schweren Weg. Wegen seiner Kritik an Stalin wurde er von der KPD verstoßen, den Nationalsozialisten war er – Kommunist und Jude – Feind schlechthin. 1940 wurde er im KZ Buchenwald ermordet. Mirjam Zadoffs Biographie stützt sich auf Gespräche mit Zeitzeugen und erstmals veröffentlichte persönliche Zeugnisse.

www.hanser-literaturverlage.de

HANSER
BÜCHER DER SECHS



431 Seiten mit 22 Abbildungen,
15 Karten und 3 Stammtafeln.
Leinen € 34,95
ISBN 978-3-406-66163-1

Als im Jahr 1099 die Ritter des ersten Kreuzzugs Jerusalem eroberten, nahmen sie einen feindlichen „islamischen Orient“ wahr – und übersahen die zahlreichen Christen und Juden ebenso wie die innerislamischen Gegensätze. Heinz Halm korrigiert das bis heute fortwirkende und auch von Muslimen gepflegte Bild von einem religiös einheitlichen Morgenland. So farbig und anschaulich wurde noch nie über den Orient in der Zeit der Kreuzzüge geschrieben.



848 Seiten mit 110 Abbildungen
und 19 Karten, größtenteils in
Farbe. Leinen € 39,95
ISBN 978-3-406-66657-5

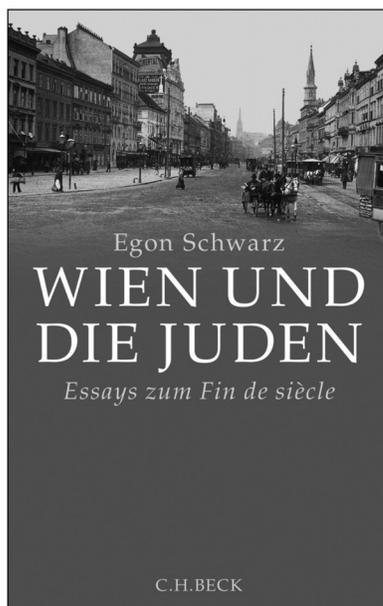
Hermann Parzinger, international renommierter Prähistoriker und Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, bietet erstmals ein weltgeschichtliches Panorama der Frühzeit – einen wahrhaft atemberaubenden Überblick von den Anfängen der Menschwerdung vor 5 Millionen Jahren bis zur Entstehung der frühen Hochkulturen vor wenigen Jahrtausenden.

C.H.BECK www.chbeck.de



Aus dem Englischen von Rita Seuß.
234 Seiten mit 39 Karten und
Abbildungen. Gebunden € 22,95
ISBN 978-3-406-66960-6

Israel Finkelstein beschreibt in seinem bahnbrechenden Buch die Geschichte des Königreichs Israel konsequent aus archäologischer Sicht. In diesem vom 10. bis zum 8. Jahrhundert v. Chr. bestehenden, von der Bibel als sündig verworfenen und von der Forschung vergessenen Reich findet er die wahren Ursprünge von zentralen biblischen Erzählungen.



173 Seiten. Leinen € 22,95
ISBN 978-3-406-66134-1

Franz Werfel, Arthur Schnitzler, Karl Kraus, Sigmund Freud, Theodor Herzl: Die Reihe der jüdischen Intellektuellen, die nicht nur das Wiener Geistesleben um 1900 geprägt haben, lässt sich fast beliebig lange fortsetzen. Der renommierte Germanist Egon Schwarz, der selbst als Kind jüdischer Eltern 1938 aus Wien nach Südamerika fliehen musste, beleuchtet die sozio- und kulturhistorischen Gründe dieses Phänomens.

C.H. BECK www.chbeck.de

MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND
KULTUR

DIE THEMEN DER
BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über Lea Goldberg – Themenschwerpunkt Juden im Nachkriegsdeutschland

2/2007

Zur Historischen Gestalt Gershom Scholems – mit Beiträgen von Jürgen Habermas, David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam Zadoff und Giulio Busi

1/2008

Münchener Porträts: Drei Jüdische Biographien – Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger, Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

Judentum und Islam – mit Beiträgen von John M. Efron, Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

Deutschland in Israel – Israel in Deutschland — mit Beiträgen von Dan Laor, Anja Siegemund, Christian Kraft, Andrea Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und Julie Grimmeisen

2/2009

Das portative Vaterland – mit Beiträgen von Hans Magnus Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt, Andreas B. Kilcher, Michael Krüger, Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und Reinhard Wittmann

DIE THEMEN DER
BISHER ERSCHIENENEN HEFTE – Fortsetzung

1/2010

Eine deutsch-jüdische Nachkriegsgeographie – mit Beiträgen von Tobias Freimüller, Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt, Monika Halbinger, Tamar Lewinsky, Hendrik Niether, Andrea Sinn und Maximilian Strnad

2/2010

Von der Kristallnacht zum Novemberpogrom: Der Wandel des Gedenkens an den 9. November 1938 – mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne Giebel, Constantin Goschler, Monika Halbinger, Harald Schmid und Alan E. Steinweis

1/2011

Eigenbilder, Fremdbilder – Forschungen zum antiken und mittelalterlichen Judentum – mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow, Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke Rasumny

2/2011

Das neue Sefarad – das moderne Spanien und sein jüdisches Erbe – mit Beiträgen von David Nirenberg, Michael Stueckmund-Halévy, Michal Friedman, Stefanie Schüler-Springorum, Anna Menny, Carlos Collado Seidel und Alejandro Baer

1/2012

Jüdische Stimmen im Diskurs der sechziger Jahre – Elmauer Gespräche mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner, Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert Frei, Jürgen Habermas und Rachel Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN? UNTERBROCHENE LEBENS-
WEGE mit Beiträgen von Willibald Sauerländer, Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi Thiede und Lisa Christina Kolb

DIE THEMEN DER
BISHER ERSCHIENENEN HEFTE – Fortsetzung

1/2013

Israel and Europe – Contributions by Colin Shindler, Azriel Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz and Noam Zadoff

2/2013

Briefe im Exil- Jüdische Emigranten in den USA – Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott, Martina Steer und Hiltrud Höntzschel kommentieren Briefe von Leo Strauss, Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich Torberg, Selma Stern

1/2014

Zionismus und Naturwissenschaft mit Beiträgen von Kärin Nickelsen, Dana von Suffrim, Derek J. Penslar, Ute Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah Oren, Yulia Egorova und Dieter Langewiesche